



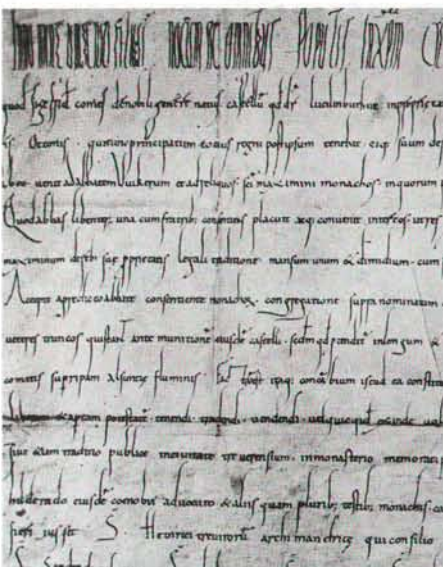
ons stad

Nr 16 1984

INTERNA



Am Palmsonntag, den 15. April 1984, kam das Original der Tauschurkunde von 963, die dereinst die Gründung Luxemburgs besiegelte, in unsere Hauptstadt zurück. Im Beisein zahlreicher kirchlicher und weltlicher Würdenträger aus Rheinland-Pfalz und Luxemburg fand an diesem Datum im Rahmen einer Feier die Überreichung des historischen Dokuments in Trier statt. Seither kann die Urkunde, die fachgerecht in einer klimatisierten Glasvitrine in der Villa Vauban aufbewahrt wird, jeden Samstag zwischen 15.00 und 19.00 Uhr und sonntags von 10.00 bis 12.00 Uhr während der jeweiligen Öffnungszeiten besichtigt werden.



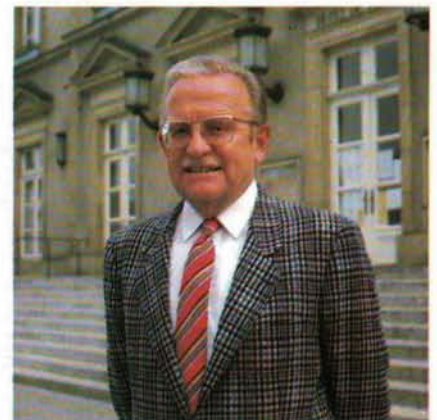
Der Dialog mit dem Leser

Kaum war die Nummer 15 von *Ons Stad* gedruckt und ausgeliefert, flatterte bereits Leserpost auf den Redaktionstisch. Neben vielerlei Anregungen und Kommentaren erhielten wir auch ein Schreiben des Pfarrers von Cents und Stadtgrund, der sich über den Artikel „L'Eglise Saint-Jean du Grund“ beklagte und uns zu Recht darauf aufmerksam machte, daß die Grënnesche Pfarrei keineswegs so vernachlässigt wird, wie wir das irrtümlicherweise geschrieben hatten.

Öffentlichkeitsarbeit und Journalismus haben halt, wie jede andere Arbeit auch, ihre Tücken und Fußangeln, und letztlich ist es immer das Urteil des Lesers, das über die Qualität des Gedruckten entscheidet.

Deshalb unser Aufruf an alle Bezieher von *Ons Stad*: Sagen Sie uns, in noch stärkerem Maße als bisher, Ihre Meinung über unsere Zeitschrift. Schreiben Sie uns, was Ihnen gefallen hat, und sparen Sie nicht mit Anregungen und berechtigter Kritik. Und vor allem: Teilen Sie uns mit, wenn Sie als Bewohner der Hauptstadt unsere Zeitschrift nicht oder nur unregelmäßig im Briefkasten finden.

Unsere Anschrift: Redaktion *Ons Stad*
Service Culturel de la Ville de Luxembourg
28, Place Guillaume
1648 Luxembourg



Ein Vierteljahrhundert im Dienst der Gemeindepolitik: dieses Jubiläum können dieses Jahr gleich zwei Politiker feiern. Georges Margue (Bild links), geboren am 12. September 1918, ist seit dem 31. März 1959 ununterbrochen hauptstädtischer Schöffe, während Nic Mosar (Bild rechts), geboren am 25. November 1927, seit dem 7. März 1959 dem Gemeinderat angehört.



2

Bonneweg: Luxemburgs einwohnerstärkstes Viertel ist alles andere als eine Schlafsiedlung

Wie festverwurzelt die Bonneweger mit ihrem am 16. März 1920 eingemeindeten „Dorf“ waren und immer noch sind, versucht René Clesse in einem Exkurs über Vergangenheit und Gegenwart des Viertels aufzuzeigen.

6

Dort wo die Eisenbahn zuhause ist ...



8

La ceinture verte de Bonnevoie

„La vallée vivra comme survient sur le talus d'autres raretés florales qui ont perduré durant des siècles depuis le temps où les apothicaires et herboristes avaient cultivé devant les portes de la ville leurs plantes médicinales“. René Grégorius nous fait découvrir la presqu'île entourée de l'Alzette et de la Drosbach.



11

Bonneweg und seine Geschichte

Von Bonnewegs altem Kloster, von seiner Handschuhfabrik und seiner Entwicklung zum Eisenbahnerstädtchen weiß Evy Friedrich zu erzählen.



14

Bonneweger Logbuch

In seinem Aufsatz hat sich Georges Hausemer literarisch an das Viertel „im Rücken der Stadt“ herangewagt.

16

Spätklassizismus als Potemkinsche Fassade

I-VIII

pages intercalées

La commune à votre service
Die Gemeinde zu Ihren Diensten
Il comune al vostro servizio
A comuna ao vosso serviço

Diätkost auf Rädern
Aktioun Bambësch
Heizkostenzulage
Wohnungsbeihilfen
Notizblock
und viele andere nützliche Informationen in vier Sprachen

17

Den éischte Muergen

De Josy Braun erzielt dës Kéier d'Geschicht vum engem Aarbechtslosen zu Lëtzebuerg.



18

Pilgerzeit

Seine Eindrücke vom Oktavmärtchen hat Fern Guelf für die *Ons Stad*-Leser notiert.

20

Bibliothèque Municipale - nouvelles acquisitions

21

Die städtische Badeanstalt Ein Bau der Jahrhundertwende für das Jahr 2000?

Kunsthistorisch gesehen eines der wenigen noch verbleibenden Gebäude aus der Jugendstil-Epoche, ist die alte Badeanstalt durchaus renovierungswürdig. Eine Betrachtung von Guy Decker.



24

Batty erlebt die olympische Dimension

In Jacques Dreschers Satire erleben die Zimmer-Kummers diesmal die Vorzüge der olympischen Schwimmhalle auf Kirchberg.

26

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

28

Villa Vauban: Rétrospective Jean Schaack

Paul Lanners fait le bilan d'une exposition réussie et le compte rendu d'une enquête au dénouement surprenant.

30

Trésors du Musée J.-P. Pescatore

31

Théâtre Municipal: L'abonnement G de la saison 1984-85

32

La Ville, lieu de la création théâtrale

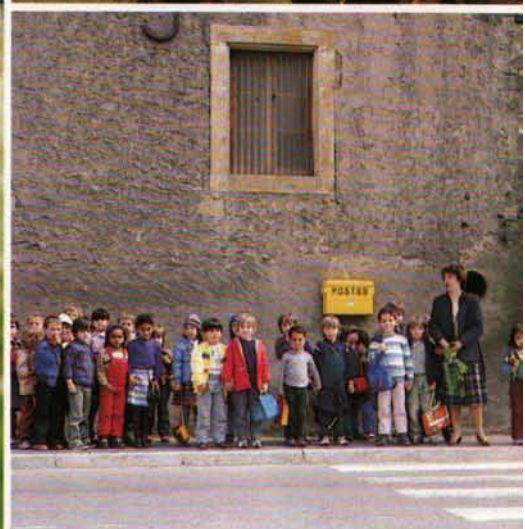


Ons Stad
No 16
juillet
1984

Edité par
l'administration communale
de la Ville de Luxembourg

Tirage: 37.000 exemplaires
Distribution à tous les ménages
de la Ville de Luxembourg

Photos: IMEDIA, Marcel Schroeder
Layout: Dieter Wagner
Caricatures: Raoul Kohnen, Pit Weyer
Coordination: René Clesse
Photocomposition:
Imprimerie Joseph Beffort, Luxembourg
Imprimé sur les presses
de l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg



Bonneweg

Luxemburgs einwohnerstärkstes Viertel ist alles andere als eine Schlafsiedlung

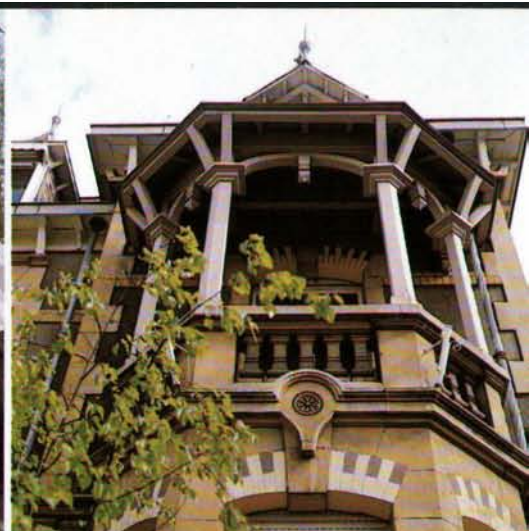
Eigentlich unüblich, weil praktisch und direkt, ist schon die Verbindung Bonnewegs mit dem Hauptbahnhof: Tausende von Menschen, Pendler und Einheimische, eilige Angestellte und einkaufende Hausfrauen, Schüler, gemütliche Spaziergänger und selbstverständlich die Bediensteten der Eisenbahn benutzen wohl täglich die Fußgängerbrücke quer über den Schienenstrang, von wo aus man das beeindruckende Eigenleben des Personen- und Güterverkehrs verfolgen kann. Mit der Errichtung des Hauptbahnhofs vor nunmehr über 125 Jahren wurden in unserer Hauptstadt im wahrsten Sinne des Wortes jene Weichen für einen neuen, schnellebigen Rhythmus gestellt, dem nicht zuletzt auch das traditionelle Eisenbahnerstädtchen Bonneweg seine Entwicklung zum einwohnerstärksten Viertel verdankt. Bonneweg-Nord zählt heute bereits 2346 luxemburgische und 1492 ausländische Einwohner, Bonneweg-Süd 5942 Luxemburger und 2720 Ausländer. Nach der Fertigstellung des großangelegten Projekts sozialen Wohnungsbaus auf Kaltreis, das wir bereits in ONS STAD Nr 7 ausgiebig vorgestellt haben, wird das Viertel etwa 1500 weitere Bewohner haben.

Bonneweg: Der Luxemburg-Tourist wird sich wohl kaum in dieses an der Südostseite gelegene Viertel verirren, das ihn auf den ersten Blick wohl allzusehr an seinen eigenen Arbeitsalltag zu Hause erinnern mag und das die vom Fremdenverkehrsamt gepriesenen Sehenswürdigkeiten der tausendjährigen Festungsstadt vermissen läßt. Es sei denn, unser Luxemburg-Besucher gehört zu jenen unverbesserlichen Idealisten, die hinter der roten Laterne der Nachbar immer noch auf das große Abenteuer hoffen: in diesem Falle ist es möglich, daß er sich eines frühen Morgens auf Garer oder Bonneweger Terrain wiederfindet.

Aber auch für die meisten Luxemburger und für viele Hauptstädter sind die Fixpunkte, die sie mit Bonneweg in Verbindung bringen, schnell aufgelistet. Politisch interessierte Bürger und Jugendliche denken an Referate, Rundtischgespräche und Konzerte im Eisenbahnercasino, andere bringen ihre sonntägliche Fußballsupporterschaft, ihr wöchentliches Schwimmtraining oder den regelmäßigen Saunagang mit diesem Stadtviertel in Verbindung; Ausflügler und Spaziergänger mag die von Bonneweg mit dem Auto leicht zu erreichende „Gantebeensmiller“ mitten im Tal der Alzette dazu einfallen.



Bonnewegs natürliche Vitalität und Vielfalt



Nur für jene Menschen, die in diesem Viertel leben und arbeiten, für die alteingesessenen Bonneweger also und vielleicht auch schon für manche jener Zugezogenen, die die neuen Viertel bewohnen, ist Bonneweg ein lebendiger, natürlich gewachsener Stadtteil, in dem sich gutnachbarliches Nebeneinander mit den Vorteilen der Zentrumsnähe, gemütliche Lebensqualität mit geschäftigem Treiben verbinden lässt.

Die Entfremdung in der modernen Großstadt – Entvölkerung des Stadtkerns, scharfe Trennung der Lebensbereiche Wohnen, Arbeiten und Freizeit –, von der auch Luxemburg nicht verschont wurde, ist in diesem Viertel weit weniger zu spüren als in anderen Stadtteilen, deren Schicksale als Schlafsiedlungen längst besiegelt scheinen.

Ein reges Vereinsleben, zahlreiche Bistros und kleine Geschäfte, aber auch Bankfilialen, Verwaltungen und einige Großbetriebe, Fußballfelder, Sportzentrum und Volksbildungsverein, das leicht zu Fuß zu erreichende Naherholungsgebiet des Alzettetales und die Nähe des Bahnhofsviertels machen den Charme und die Lebensqualität dieses Viertels aus und erlauben ein unproblematisches Neben- und Miteinander von alten und jungen Menschen.

Wie festverwurzelt die Bonneweger mit ihrem am 16. März 1920 ein-

gemeindeten „Dorf“ waren und immer noch sind, mag folgender kleine Textauszug aus einem historischen Aufsatz von Robert Bruch belegen, der 1957 unter dem Titel „Bonneweg: Von Caesar bis Patton“ in einer Festbroschüre anlässlich der Einweihung des Denkmals für die Gefallenen der beiden Kriege erschien:

„Wer heute als Fremder nach Bonneweg und auf den Howald kommt, wird kaum ermessen, in welcher ländlichen Geborgenheit die Buben meiner Generation zwischen Bongeschewan, Guckuckskaul und Leschte Steiwer ihre Kindheit verlebten. Die engere Welt unserer Bubenspiele war die Drosbach mit ihren Grundeln und Schlamm Schnecken. Irgendwo in den Cessinger Wiesen floß sie zusammen aus Regenfäden und kleinen verborgenen Quellen, kroch schüchtern unter der Escher Straße hindurch und plätscherte die Gaspericher Senke hinunter zum Bahndamm, auf dem die Kohlenzüge nach Süden rasselten. Diesseits des Schlackenwalls glitten ihre Wellen durch einen dunklen Tunnel lautlos in unsere Kinderwelt hinein. Stundenlang hingen wir an der Brückenrampe und träumten in das Gewölbe hinein, aus dem das klare schwarze Wasser bedächtig hergezogen kam . . .

„Nur ein rasselndes Bauerngefahr auf der schmalen Straße, dem

Rangweg, konnte uns aus der Dämmerung unserer Betrachtungen in den grellen Mittagsschein des Lebens zurückschrecken (...)

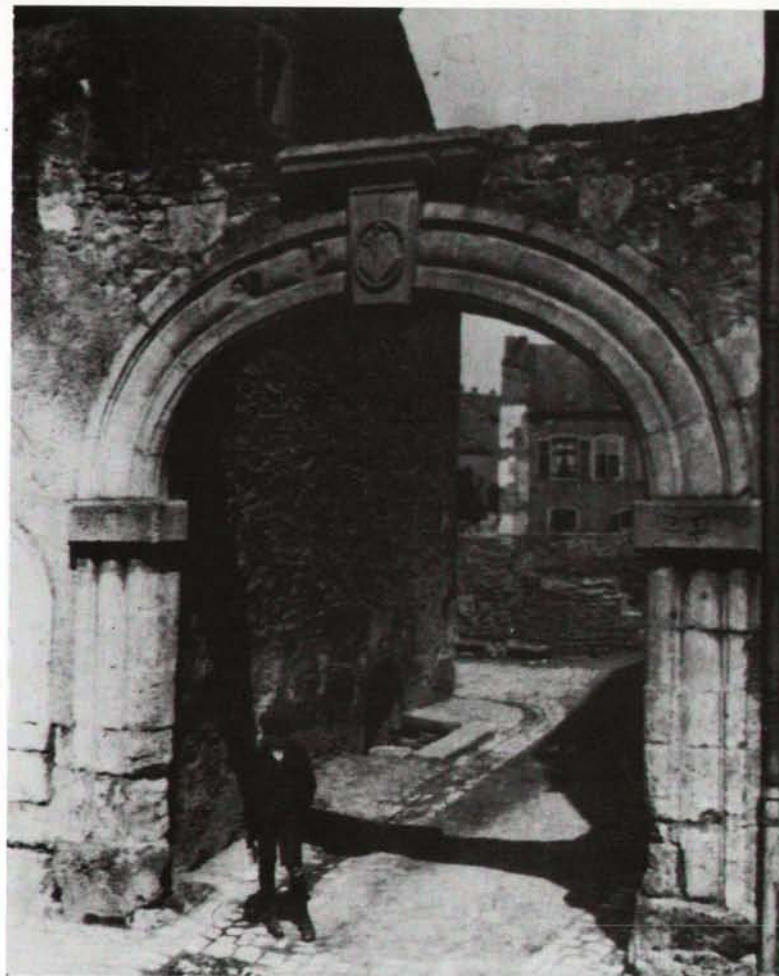
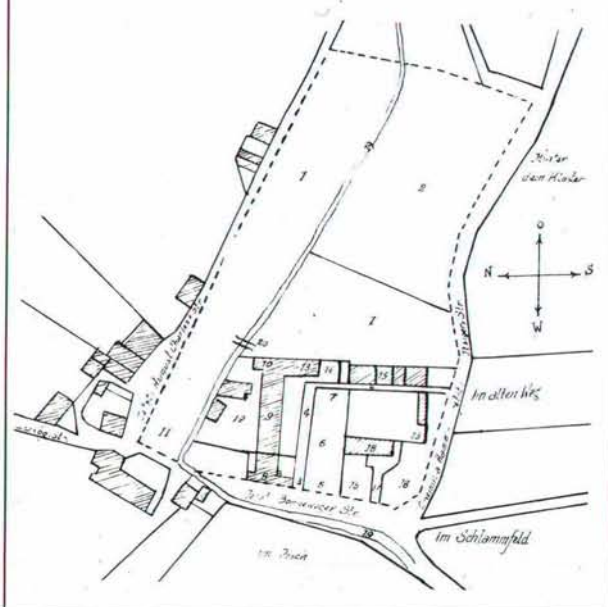
„Wir wurden größer. Auch die Stadt wuchs immer weiter in unsere Welt hinein. Der neue Güterbahnhof lud seinen Schutt in die Winkel unseres Steinbruchs, und von Gasperich her krochen lange Häuserzeilen an unseren Bach heran. Immer enger ward sein Bett, in trüben Lachen startete er in den sommerlichen Gewitterhimmel, und ein bedrückender Modergeruch stand in seinen Weiden. Damals begann der Niedergang unseres Bachs. Es war, als wollte uns das Leben bis in unsere Geborgenheit hinein an die Vergänglichkeit selbst des bescheidenen Glückes mahnen . . .“

Auch der Bonneweg-Chronist Pierre Hentges Sr. beschreibt in der Festbroschüre zum 50. Stiftungsfest des Turnvereins 1935 in nostalgischen Sätzen eine Bonneweger Idylle aus noch weiter zurückliegenden Tagen:

„Vor dem bezauberten Blick entstand wieder das alte Dörfchen Bonneweg mit seinen grünen, buntgeblühten Fluren, seinen pappelumsäumten Pfaden. Die vielhundertjährige Klostermauer umgürtete wieder das Dorfzentrum, einen prachtvollen Park umschließend, dessen Obst- und Tannenbäume sich vom Wind der Vergangen-

Situationsplan des Klosters

- 1 Gemüsegarten; 2 Obstgarten; 3 Klosterpforte;
- 4 Eingangsweg; 5 Wohnung der Pförtnerin; 6 Kirchhof;
- 7 Kirche; 8 Schäferei; 9 Stallungen; 10 Wohnhaus;
- 11 Militärfriedhof; 12 Viehhof; 13 Hauptgebäude;
- 14 Durchfahrt; 15 Vier Gebäude; 16 Klosterkeller;
- 17 Weg, angelegt kurz nach 1824;
- 18 Eigentum Nik Wenner, kurz nach 1824;
- 19 Bächlein (fossé); 20 Hölzerne Brücke



heit alte Geheimnisse zuflüstern ließen. Es klapperten wieder in frühester Morgenstunde die Holzschuhe der „Schamu'ser“ durch die stillen Dorfwege. Es erklang wieder zur Feierabendstunde das Glöcklein des Fabrikpförtners, den vielen Handschuharbeitern den Weg freigebend zur Familie, welche sich bereits um die große Schüssel voll würzig dampfender „Gebotschter“ versammelt hatte und auf den Vater wartete . . .

Von der ehemaligen Pracht des alten Klosters und seinen herrlichen, von der Klostermauer eingeschlossenen Anlagen weiß der einstige Bonneweger Lehrer und Lokalhistoriker J.P. Pier in seinem vielbeachteten Buch „Bonneweg in Mittelalter und Neuzeit und seine geschichtlichen Beziehungen zu Hollerich“ (1939) zu berichten:

„Das von der Klostermauer eingeschlossene Gebiet hatte annähernd die Form eines Trapezes, dessen größte Basis mit ca. 160 Meter Länge nach Westen und dessen kleinste mit ca. 120 Meter nach Osten lag; die Länge dieser Trapezform betrug 240 Meter. Das Kataster verzeichnet eine Gesamtfläche von 3 Hektar 20 Ar. Im westlichen Teil lagen Gebäude und Hofräume, im östlichen *Gemüsegarten* (1) und *Obstgarten* (2); der Klosterpark.

„Das Ganze war umgeben von einer 4 Meter hohen und etwa 790 Meter langen Mauer, der Klostermauer, die in

den Jahren 1636-1639 unter der Äbtissin Anna IV. von Wasserburg errichtet wurde. Die Nord- und die Südseite lagen weniger weit nach Norden resp. Süden; die südlich gelegene Mauer zog sich nur etwa 20 Meter von dem *Eingangsweg* (4) parallel mit diesem dahin, wie neben alten Schriftstücken auch eine im Februar 1938 entdeckte Grundmauer mit aller Wahrscheinlichkeit beweist.

„Nur an der Stelle der Westfront, wo sich heute der Eingang zur Straße *Klosterhof* (*Cour du Couvent*) befindet, war die Mauer durchbrochen. Dort stand die große *Klosterpforte* (3), durch die jede Person, die kam oder ging, schreiten mußte. Die beiden seitlichen Verbindungssteine des Portalbogens trugen die Jahreszahl 16-36. Der Schlußstein enthielt das Wappen der Äbtissin mit dem kurzen Gebet: *O Mater Dei, Memento mei*. Dieses Portal verschwand im Jahre 1931 bei der Erweiterung der Straße *Klosterhof* durch die Stadtverwaltung von Luxemburg. Die Steine der Toreinfassung kamen im August 1931 in den Garten hinter dem Justizgebäude zu Luxemburg und sollten später im Museum auf dem Fischmarkt ausgestellt werden. Da diese Idee sich nicht leicht verwirklichen ließ, wurden sie im Juni 1939 in einem Schuppen im Pfaffenthal untergebracht. Seither besteht begründete Hoffnung,

daß sie in naher Zukunft ihren Weg zurückfinden nach Bonneweg, um zwischen Kirche und Pfarrhaus an die frühere Abtei zu erinnern.“

Das schrieb, wie gesagt, 1939 J.P. Pier. Und heute, 45 Jahre später, liegen die Steine immer noch in jenem Schuppen in der Pfaffenthaler *Rue des Trois Glades*.

Zwar wurde ein Wiederaufbau im Laufe der vergangenen Jahre in Kontaktgesprächen zwischen Stadtverwaltung und „Sites et Monuments“ wieder mehrmals erwogen, aber eine konkrete Entscheidung steht immer noch aus.

Dabei würden sich die Bonneweger zusammen mit allen geschichtsbegeisterten Einwohnern der Hauptstadt bestimmt über den Wiederaufbau der alten Klosterpforte freuen, besonders weil die *Place du Parc*, mit ihrem stattlichen Kiosk und den früheren Schwesternwohnungen, jenem Gebäude, wo Auguste Lippmann 1845 geboren wurde und wo jetzt ein Verlagshaus untergebracht ist, auch heute noch das geschichtsträchtige Kernstück von Bonneweg ist.

Mit ein klein bißchen gutem Willen dürfte einem Wiederaufbau wirklich nichts im Wege stehen. Vielleicht sogar in Verbindung mit einer Verkehrsberuhigten Zone, die der *Place du Parc* noch eine zusätzliche Attraktivität verleihen würde.

René Clesse

DORT WO DIE EISENBAHN ZUHAUSE IST...

Bei der Definierung des Stadtviertels fängt's schon an. Wäre nicht die Eisenbahn, sicher könnte niemand genau bestimmen, wo die Grenze zwischen dem Bahnhofsviertel und Bonneweg liegt. Wen wundert es da, daß die Eisenbahn und Bonneweg nicht zu trennen sind.

Dort wo heute die städtische Badeanstalt steht, erinnert nichts mehr an die alten Lokomotivschuppen der Schmalspurbahnen, die bis in die 50er Jahre den „Jhangeli“ auf dem „Leschte Steiwer“ beherbergten.



Weiter südlich, in Richtung Howald, stehen die grauen Rundbauten des „Dépôt de Luxembourg“, im Volksmund „Schapp“ genannt, in denen die CFL Nacht für Nacht ihre Loks unterstellt.

Der Rangierbahnhof Zwickau war am 9. und 11. Mai sowie am 9. August 1944 von alliierten Kampfflugzeugen angegriffen worden. Die Bomben zerstörten nicht nur die Bahnanlagen, Lokschuppen, Werkstätten und Dienstgebäude. Auch Bonneweg wurde arg in Mitleidenschaft gezogen.



Nach dem Krieg entwickelte sich Bonneweg zum größten Stadtviertel Luxemburges. Die Nähe der CFL-Güterabfertigung und der Anschluß an die Bahn zogen viele Handelsbetriebe an.

Ob in der Güterabfertigung, im Verschiebebahnhof, in den Werkstätten, im Bahnbetriebswerk oder in der Eisenbahndirektion: fast die Hälfte aller Eisenbahner verrichten ihren Dienst in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs, der auch auf Bonneweger Boden liegt.

Laut Statut mußten die Bahnbediensteten lange Zeit in unmittelbarer Nähe ihrer Dienststelle wohnen (heute ist diese Dienstverordnung großzügiger). Die niedrigen Löhne trugen dazu bei, daß viele sich kein Auto leisten und oft wegen ihrer unregelmäßigen Arbeitszeiten nicht von den öffentlichen Transportmitteln profitieren konnten. Als dann Anfang der 60er Jahre die Einkommenssituation der Eisenbahnerschaft sich erheblich besserte, bauten etliche „Bunnerten“ ihr Eigenheim dort, wo sie seit Jahrzehnten zuhause waren.

So war es auch selbstverständlich, daß die Eisenbahner ihre Gewerkschaftszentrale in Bonneweg einrichteten. Das Casino Syndical begrüßt den Fußgänger, der über die „Treppecher“ vom Bahnhof her kommt. Der erste Supermarkt in Luxemburg war die Bonneweger Eisenbahnerkooperative, die von den Pionieren des Landesverbandes gegründet wurde.

Bonneweg dehnt sich immer noch aus. Die Zahl der Eisenbahner nimmt jedoch aufgrund von Rationalisierungsmaßnahmen bei den CFL ständig ab.

Keinem bedeutenden Eisenbahner wurde in Bonneweg eine Straße gewidmet, nicht mal den ersten Präsidenten des Landesverbandes Joseph Junck und Aloyse Kayser. Allerdings erhielt die Straße, in der der spätere sozialistische Arbeitsminister Pierre Krier geboren wurde, dessen Namen. Krier war am Anfang seines Berufslebens Lokführer bei der Wilhelm-Luxemburg-Bahn gewesen.

Auch eine „rue du chemin de fer“ gibt es nicht in Bonneweg. Nur eine winzige Straße, für den Verkehr gesperrt, die am Casino Syndical vorbei von der Bonneweger Straße zur „rue des Gaulois“ führt, erinnert an die Bahn: die „rue de la Rotonde“.

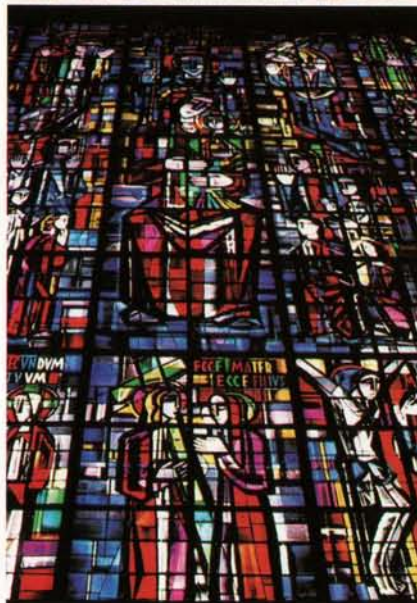
Ansonsten scheint die Eisenbahn den Bonnewegern so selbstverständlich zu sein, daß sie nicht daran erinnert zu werden brauchen.

Guy Greivelding / Romain Meyer



Die Bonneweger Pfarrei

Als 1794 Abtei und Kirche verbrannten, gab es in Bonneweg weder Kultstätte noch Geistliche. 90 Jahre lang mußten die Gläubigen mit der Hollericher Pfarrei vorliebnehmen. 1882 dann stellte der Direktor der Handschuhfabrik Ad. Omlor in seiner Fabrik einen großen Raum als Notkapelle zur Verfügung, und 1883 wurde der erste Kaplan nach Bonneweg ernannt. Am 26. März 1897, nach dem Bau der Sankt-Josefskirche, wurde Bonneweg eine selbständige Pfarrei. Als am 9. August 1944 die Kirche von Spreng- und Brandbomben zerstört wurde, besuchten die Gläubigen die Herz-Jesu-Kirche im Bahnhofsviertel und später eine Notkapelle im alten Schulgebäude, bis der imposante Neubau mit dem 42 m hohen Glockenturm anstelle des zerstörten Gotteshauses 1954 vollendet war. Die neue Kirche erhielt den Namen „Maria, Regina Pacis“ - „Maria, Königin des Friedens“.





La ceinture verte de Bonnevoie



Un jour un Anversois parmi mes invités regretta, avec une pointe de reproche, que notre ville manquât de vraies richesses culturelles. S'enorgueillissant de „sa” maison de Rubens et de „ses” demeures patriciennes exhalant l'ancienne puissance „guildienne”, il réduisit la culture aux seules oeuvres artistiques et architecturales. Dédaigneusement il faisait fi de l'art de nos nombreuses constructions militaires dont moi non plus je ne me sentais pas porté à faire l'éloge.

Je tournai alors son regard sur la beauté du site auquel mon interlocuteur dut quand même reconnaître quelque mérite. Il y a là en effet de quoi s'étonner, soit qu'on plonge dans nos faubourgs de la ville basse, soit qu'on remonte les méandres encastrés de la vallée de l'Alzette. La rivière ne nous conduit pas au coeur même de Bonnevoie, quoique, dans un élan de générosité, elle embrasse dans une large étreinte cet ancien village (206 habitants en 1806), devenu dans la suite partie intégrante de la double ville industrielle Hollerich-Bonnevoie (6000 habitants en 1914) et enfin le quartier le plus populeux de „ons stad”.

Une île nerveuse

Ce quartier se trouve sur une presqu'île, entourée de l'Alzette et de la Drosbach (respectons avec Robert

Bruch son genre féminin!), ou même sur une île, si nous assimilons à un cours d'eau la ligne ferrée enjambée par des ponts comme le sont les rivières.

Du niveau de la vallée (250 m) elle émerge en promontoire jusqu'à l'Itziger Knupp (315 m), point culminant offrant (encore!) une superbe vue panoramique sur la ville.

Les assaillants belliqueux avaient l'habitude d'en tirer profit pour braquer d'ici leurs canons sur les fortifications de la citadelle. En témoigne (encore!) la Guckuckskaul où fut installée en 1794 une des batteries qui s'étiraient de Howald au Bredebesch et qui canonnaient le Fort Wallis, la redoute Neiperg et les ouvrages avancés de Verlorenkost, jusqu'à ce que la forteresse tombât le 5 juin 1795.

Quand la télévision n'était pas encore une institution, une antenne, sinon la première, se dressant au-dessus du Café Regenwetter, y attirait la foule des fans du nouveau moyen de télécommunication.

Notre île repose sur un solide socle de grès de Luxembourg, dont les parois, tombant à pic dans la vallée, en font le charme. Le rocher est protégé par une couche imperméable de marnes et calcaires de Strassen portant au-delà de la rue des Prés un chapeau de limons argileux riches en concrétions de minerai de fer des prés. Avant que ne se déve-

loppât l'imposante industrie sidérurgique du bassin minier, ce minerai fut transporté vers les fonderies – il y en avait une à Eich – et fondu au charbon de bois. La lourde terre glaise ne fut pas seulement utilisée à des fins agricoles. Pétrie, formée, séchée au soleil et cuite au four, elle fournissait des briques et des tuiles. Les briqueteries Betz et Tassin en ont encore assuré la fabrication en 1894 au bord des routes conduisant à Itzig et à Hesperange (R. Bruch).

La raison de la croissance rapide de la population doit être trouvée dans l'industrialisation progressive de la localité et surtout dans le développement du chemin de fer.

Les restes du couvent, détruit par l'incendie lors du siège de 1795 et couvrant une surface de plus de 3 hectares, s'offraient à une nouvelle utilisation. Jean-Baptiste Wirtgen, à la fois agriculteur, aubergiste et chef de relais des postes de la capitale, en fit l'acquisition et les aménagea pour ses multiples besoins.

Il préfigurait en quelque sorte la future destination de l'endroit qui, en effet, sera étroitement liée à l'expansion irrésistible des voies et moyens de communication. Aussi ses diligences durent-elles céder la place aux trains qui dès 1859 circulaient vers et au départ de la gare centrale de Bonnevoie, la future gare de Luxembourg. Une gare centrale

ne suffisant pas à l'ambition du quartier, il devint nécessaire de construire la gare principale des chemins de fer secondaires (sur les terrains occupés maintenant par la piscine et ses alentours) ainsi que la gare des marchandises.

Les diligences entrèrent au musée. Dès 1836, Wirtgen avait trouvé un autre usage aux bâtiments de l'ancien couvent. Il s'effaça devant Isaïe Lippmann qui en quelques années fit de Bonnevoie un centre renommé de la fabrication du gant fin. En plus, le fils d'Isaïe, Gabriel Lippmann, fit à Bonnevoie l'honneur d'y naître. Celui-ci étant nommé Prix Nobel de physique en 1908, notre cité a le rare privilège de compter parmi ses immeubles la maison natale d'un grand savant qu'on cite parmi les pères de la photographie en couleurs. Une plaque commémorative inaugurée le 13 avril 1984 par le Centre culturel et d'éducation populaire et la Section scientifique de l'Institut Grand-Ducal rappelle l'événement aux passants.

Les habitants de Bonnevoie devenus fort nombreux se font des soucis au sujet de leur environnement. Et automatiquement leur intérêt se porte sur leur vallée et sur les possibilités qu'elle offre pour la détente et la santé.

Une vallée industrielle

Ce qui frappe le promeneur descendant de la ville vers l'Alzette, dès qu'il a quitté la forteresse par la porte de Thionville et franchi l'écluse, c'est que dans cette vallée le beau et l'utile font bon ménage. Si à l'heure actuelle le beau revendique ses droits, c'est qu'il peut reprendre pied sur les vestiges de l'utile, notamment du siècle passé.

Mais auparavant, sous la houlette des abbesses du couvent, l'eau de l'Alzette, si différente de celle d'aujourd'hui, donnait vie à Bonnevoie par ses moulins que mon ami Emile Erpelding a décrits dans son monumental ouvrage sur les moulins du pays, source où j'ai puisé les informations de cet article.

Arrêtons-nous un moment à Pulvermühl, au nom évocateur. Là où maintenant une entreprise de nettoyage vient au secours de l'hôtellerie et des ménages qui aiment à faire autre chose que de blanchir le linge, et là où des travailleurs perspicaces et méticuleux fabriquent du matériel de traction à la pointe du progrès, se trouvait dans le temps (déjà en 1083) un grand moulin. Au service de la forteresse proche et de ses besoins variant avec les siècles, il moulait le blé, foulait les draps des tisserands de la ville haute (1500), broyait le charbon de bois pour la fabrication de poudre à canon (1562), écrasait noix, faines, graines de lin et de colza pour en extraire l'huile (1604), filait le coton (1843), fabriquait du tricot (1862) et lavait la laine (1876).



Un second moulin disparu depuis longtemps se serait trouvé à l'endroit où la station de pompage s'efforce d'approvisionner notre population d'une bonne eau potable, de justice sauvée de la pollution.

A quelques centaines de mètres en amont, ceux de Bonnevoie se trouvent vraiment chez eux, là où leur ruisseau invisible, le Fossé, se libère de sa sombre prison, enfouie jusqu'à huit mètres sous terre, pour mourir à l'instant même dans la rivière. Ce ruisseau mystérieux a bel et bien existé. Né dans mes terrains autour des hangars à locomotives, il entraînait les eaux de ruissellement des prairies de la combe du puits, situé dans l'actuelle rue du Puits, à travers le parc, alors couvert de gazon et d'arbustes, pour dévaler ensuite dans le ravin où il était bordé d'une belle rangée de peupliers. Des pêcheurs y auraient taquiné le goujon, et René Van den Bulcke se souvient d'y avoir, il y a belle lurette, joué avec les garnements de l'endroit.

Dans cette courbe de la vallée, un moulin antérieur au couvent aurait déjà puisé dans la force de la rivière. S'essayant à tout comme son pendant en aval, il aurait occupé il y a cent ans une vingtaine de personnes à la filature de la laine (1882), ensuite à la fabrication de savon de Marseille et enfin, à partir de 1906, à la fonte du cuivre et à la chaudronnerie. Depuis que l'atelier a fermé ses portes, une certaine tranquillité a pris le dessus, soulignée par le ronron bienfaisant de la station d'épuration et jalousement défendue par l'interdiction faite aux motorisés de circuler sur le chemin qui conduit à Schleifmühl, autre lieu où règne un silence insolite.

Car tout parle ici d'un passé remuant, à commencer par le nom du lieu. Ici l'eau devait faire tourner les meules affûtant couteaux et armes de toutes espèces. Mais la véritable renommée de ce coin date du règne des frères Godchaux venus de Lorraine (1824) pour implanter leur manufacture de drap qui pendant plus d'un siècle était la source d'une vie intense dans la vallée depuis Pulvermühl au moulin de Gantenbein et sur les hauteurs de Hamm et de Bonnevoie. Tout contribuait à donner aux entreprises de ces hommes le caractère d'un petit empire: réunion des „moulins” dans un seul complexe industriel, un prestigieux corps de sapeurs-pompiers, véritables soldats du feu portant armes et casques rutilants, le

tout coiffé de la dignité de maire déferée au chef d'entreprise disposant ainsi dans les limites de sa commune de Hamm d'un pouvoir politique sur ses „sujets”.

L'eau disputée

L'esprit rêveur, poussé par un brin de romantisme, imagine facilement le clapotis d'une eau limpide sous le battement infatigable des roues à aubes, d'une eau transparente dans laquelle se tortillaient autrefois les goujons, les gardons et les tanches et dans laquelle gambadaient après une journée remplie les baigneurs de la ville voisine.

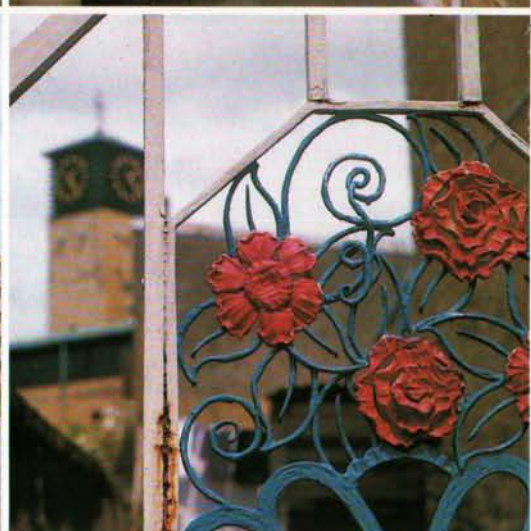
Mais le grand appétit difficile à satisfaire, la maladie de notre temps, s'annonçait déjà à l'époque après avoir donné antérieurement lieu à d'interminables querelles au sujet du droit de chacun à un maximum de force hydraulique. La pauvre rivière ne pouvant donner plus que ce qui tombait du ciel, les disputes tournaient autour de chaque millimètre dehaussement d'un barrage ou de quelques minutes de dépassement des retenues d'eau convenues.

Les meuniers, toujours suspects de trop connaître l'art de s'enrichir au détriment des autres, menaient un combat opiniâtre pour chaque goutte d'eau. Il y eut ainsi d'innombrables plaintes.

Les minotiers de Bonnevoie eurent à se défendre surtout contre les nouveaux maîtres de Schleifmühl qui, tout en voyant grand, ne semblaient pas s'apercevoir du tort qu'ils causaient à leur voisin en aval. En retenant trop longtemps l'eau, ils privaient celui-ci d'énergie „tous les matins vers 9 heures et tous les après-midi vers 4 heures et parfois même la nuit” (1855). De guerre lasse, les propriétaires du moulin de Bonnevoie vendirent leurs installations à un entrepreneur qui y ouvrit un bistrot éphémère.

En 1863, Philippe Funck-Erdmer, brasseur de Clausen, acquit le moulin pour y faire fonctionner une brasserie. Fort entreprenant, le nouveau propriétaire fit construire des maisons, agrandir les caves dans le rocher et, pour son malheur, exhaussa le barrage pour s'assurer la quantité suffisante de force motrice. Les frères Godchaux prirent en mal cette initiative intempestive et portèrent plainte. Les „haussettes” disparurent. Funck dirigea sa colère contre les niveaux d'eau de ses voisins d'en haut et d'en bas qui ne lui permettaient pas de s'assurer la source d'énergie régulière nécessaire pour brasser sa bière. Après une lutte de deux ans Funck eut tort. Sous un déluge de protestations il dut abandonner ses projets, privant ainsi les habitants de Bonnevoie de boire leur propre bière.

Mais la paix n'entra pas pour autant dans ce coin. Car Bonnevoie eut entre-temps ses chemins de fer, ses gares et ses locomotives, grandes buveuses d'eau. Où prendre tout ce liquide? Le dévolu des cheminots tomba sur



l'Alzette. Ainsi la machine fixe dont la mission était de pomper l'eau vers la gare de Bonnevoie vint encore troubler le fragile équilibre des prétendants à l'eau de la vallée. Un procès opposa les fabriques fusionnées de Pulvermuhl et de Schleifmuhl aux chemins de fer. Après 27 ans d'enquêtes et de plaidoiries, la direction du dernier venu fut condamnée à payer à la fabrique une indemnité à réviser tous les dix ans (1912).

Et déjà la pollution

Mais un autre mal commença à faire ses ravages: la pollution. Déjà en 1868, la gendarmerie constata une matière noire qui en provenance de Schleifmuhl faisait périr les poissons.

Le collège médical sonna l'alarme en 1876 quand la firme Conrot de Pulvermuhl sollicita l'autorisation d'installer une machine à laver la laine. Le Conseil d'Etat donna son accord à l'installation qui devait toutefois être équipée de bassins de décantation et n'utiliser pour le lavage que de la soude et des savons non dangereux.

Quelques années après, le moulin de Hamm, qui abritait encore il n'y a pas si longtemps une scierie, fit parler de lui, quand les Godchaux firent la demande de pouvoir faire fonctionner dans la foulerie qui leur appartenait une machine à laver la laine. Le Collège

médical que le Gouvernement chargea d'une expertise refusa cette fois la coopération en reprochant aux responsables de n'avoir pas suivi ses avis défavorables émis à l'endroit des pollueurs de Pulvermuhl et de Merl. La Commission agricole fit alors rapport et, en 1881, le Comité du Contentieux constata que la construction du dispositif de lavage pouvait être autorisée à condition que fussent installés des bassins pour retenir les déchets et que fût ainsi garantie la propreté des eaux rendues à la rivière.

Au moment où la machine à vapeur prit la relève des moulins à eau et que les hautes cheminées s'élevèrent dans la vallée comme à Bonnevoie, les querelles n'avaient donc plus pour enjeu la quantité mais la qualité de l'eau. L'époque de la lutte pour la sauvegarde de la qualité de la vie en face d'une industrialisation menaçante était bien engagée.

Des espoirs et des vœux

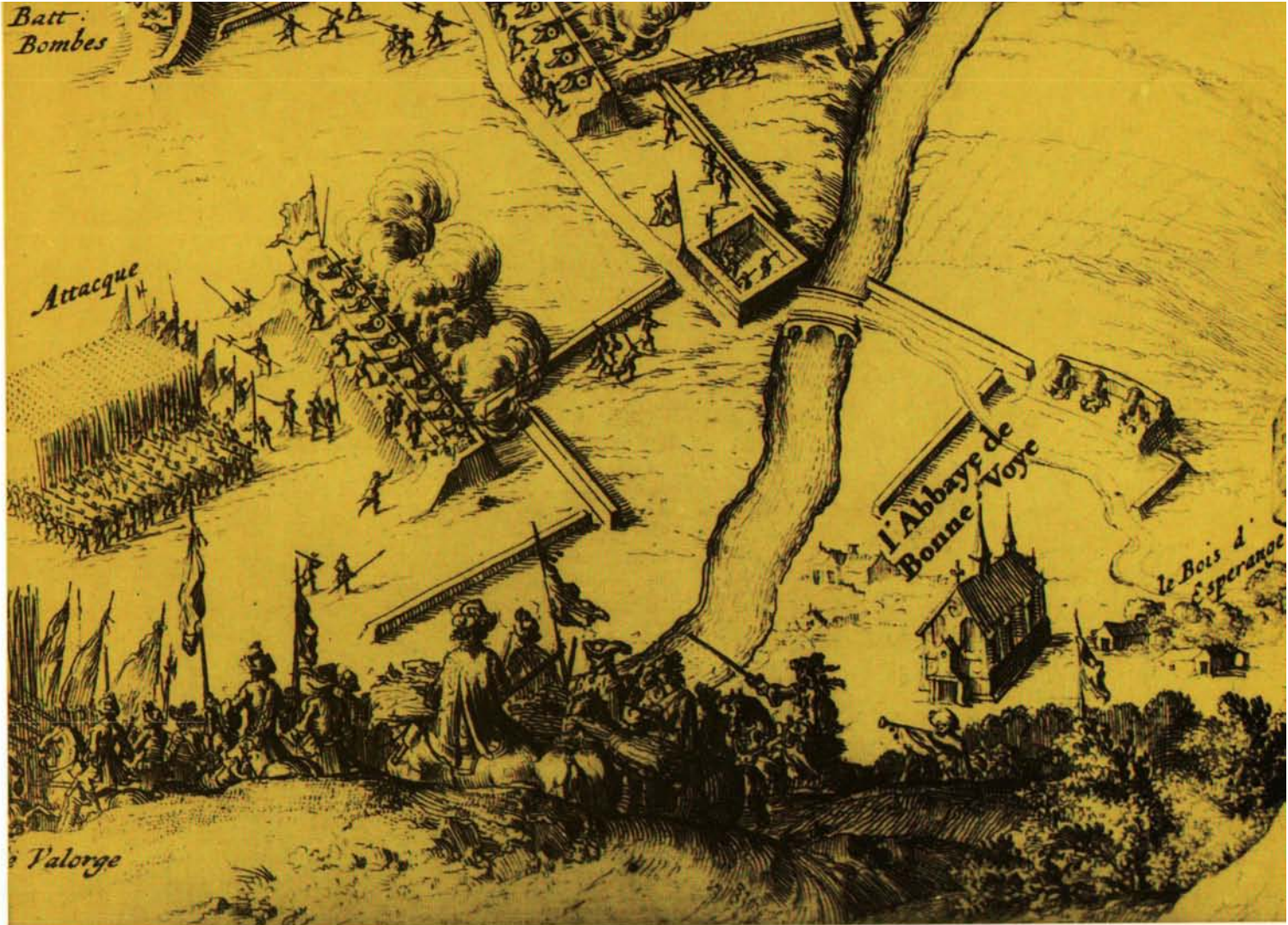
On constate donc que ceux qui entendent protéger l'environnement mènent un combat de longue date. Et cent ans plus tard, après le vote de la loi de 1982 concernant la protection de la nature, ils sont obligés de le poursuivre, puisque plus que jamais nous avons besoin de notre vallée, de sa verdure, de sa tranquillité pour notre santé et pour le renouvellement de nos forces. Déjà

des sentiers balisés sous bois, des chemins soustraits à la circulation sauvage, des terrains de sport et la cité des amis du coin de terre sont des réalisations excellentes. Aussi avons-nous le ferme espoir que la ceinture verte vivra comme le fait depuis de nombreuses années ce chétif mais courageux figuier de la rue du Fort Dumoulin. Ce pauvre arbrisseau a tenu tête en effet aux attaques astucieuses du cantonnier parti en guerre contre les mauvaises herbes en bordure du chemin. Mutilé à chaque passage de la houe, il se relève de ses blessures et épanouit quelques feuilles au soleil de ce coin réputé le plus chaud de la ville.

La vallée vivra comme survivent sur les talus d'autres raretés florales qui ont perduré durant des siècles depuis le temps où les apothicaires et herboristes avaient cultivé devant les portes de la ville leurs plantes médicinales.

Si la nature forte et exubérante semble avoir finalement raison des agressions des hommes, on doit cependant souhaiter que l'œil vigilant de l'administration communale qui gère déjà une importante partie de la vallée ne se détourne pas de ce trésor mais que tant les responsables municipaux que l'ensemble des citoyens mettent tout en oeuvre pour en tirer tout le bénéfice possible.

René Grégorius



Extrait de la gravure de
Romeyn de Hooghe et Nicolas Visscher II
„Siège de Luxembourg“ 1684

Bona Via, Bonus Vicus: Bonneweg und seine Geschichte

Vor der Gründung des Klosters im 13. Jahrhundert war Bonneweg bereits teilweise besiedelt. Denn dort führte, von Dalheim über Hassel und Hesperingen kommend, ein Kiem (eine Römerstraße) her, der sich hier mit einem andern, von Itzig kommenden traf und dann durch Stadtgrund zum Fischmarkt führte, wo er in die Römerstraße Reims-Trier mündete. Eine weitere Straße traf von Bonneweg aus diesen großen Kiem an der Arloner Straße. Spärliche Funde, die in Bonneweg gemacht wurden, deuten darauf hin, daß sich hier zu jener Zeit mindestens ein befestigtes Werk befand.

Auch die Herkunft des Namens Bonneweg wird auf die Zeit der Römer zurückgeführt, doch ist man sich in Fachkreisen noch nicht so recht einig, ob er von „Bonus Vicus“, dem guten Ort, von „Bona Via“, der guten Straße, oder aus einer Verbindung von Bann und Vicus herrührt.

An den großen Straßen wurden in jener Zeit Leprosorien, – Aussätzigensiedlungen –, angelegt, und das galt

auch für Bonneweg, denn dort gab es bereits in der Nähe einer von der Oerer Äbtissin, der Hl. Irmina, oder von ihren Verehrern errichteten Kapelle, eine Leprosorie, bevor 1216 erstmalig von einem Bonneweger Frauenkloster die Rede geht. Wahrscheinlich entwickelte sich dieses Kloster, über das es keine Gründungsurkunde gibt, aus der Leprosorie.

Das Kloster vergrößerte sich dann schnell, erhielt Schenkungen und kaufte Grundstücke hinzu, so etwa 1252 auf Weimershof, 1272 den an der Petruß gelegenen „Calevels“ nebst einem Teil des „Bredebusch“ und 1275 Ländereien in Itzig. Weitere Mittel erhielt das Kloster durch die Mitgift der Schwestern, die zu den nach den reformierten Benediktinerregeln lebenden Zisterzienserinnen stießen. Auch die Grafen halfen dem Kloster. Heinrich V. erlaubte den Schwestern, sich täglich Holz aus seinen Wäldern zu holen, und Johann der Blinde verdoppelte die Fuhre. Auch Geldgeschäfte machten die Klosterfrauen. Sie gewährten Darlehen,

die sie zu sieben Prozent verzinsten. Johann der Blinde befreite 1329 das Kloster von Servituten, und Wenzel I. und Wenzel II. räumten ihm ihrerseits Vergünstigungen ein.

Gegen 1427 brannte das Kloster ab, möglicherweise weil Feuer gelegt worden war, denn auch die Stadt hatte Drohungen erhalten, und Arlon war bereits zweimal angesteckt worden. Dabei gingen in Bonneweg viele Dokumente verloren. Es war dies nicht der letzte Brand, dem das Kloster zum Opfer fiel. Kurz bevor 1542 Charles d'Orléans mit der Belagerung der Festung Luxemburg begann, schossen Soldaten der Garnison bei Bonneweg auf Tauben, und dabei entstand ein Brand, der das Kloster zerstörte. Die Belagerer errichteten Schanzen auf Verlorenkost, die sie jedoch bald aufgaben, da sie von dieser Seite nicht an die Festung herankommen konnten.

Unter diesen Umständen konnte das Kloster nicht gleich wieder aufgebaut werden. Die meisten Schwestern

zogen zu ihren Familien. Auch diesmal verschwanden wieder Urkunden. Erst 1558 ist mit dem Wiederaufbau begonnen worden, als der Duc de Guise gegen die Festung anrückte. Als er sie nicht einnehmen konnte, steckte er das nur notdürftig wiederhergestellte Kloster ein weiteres Mal in Brand. Die Klosterfrauen waren darüber so niedergeschlagen, daß sie sich nicht mehr an die alten Regeln hielten und allen Gepflogenheiten zum Trotz mit der Außenwelt in Verbindung traten.

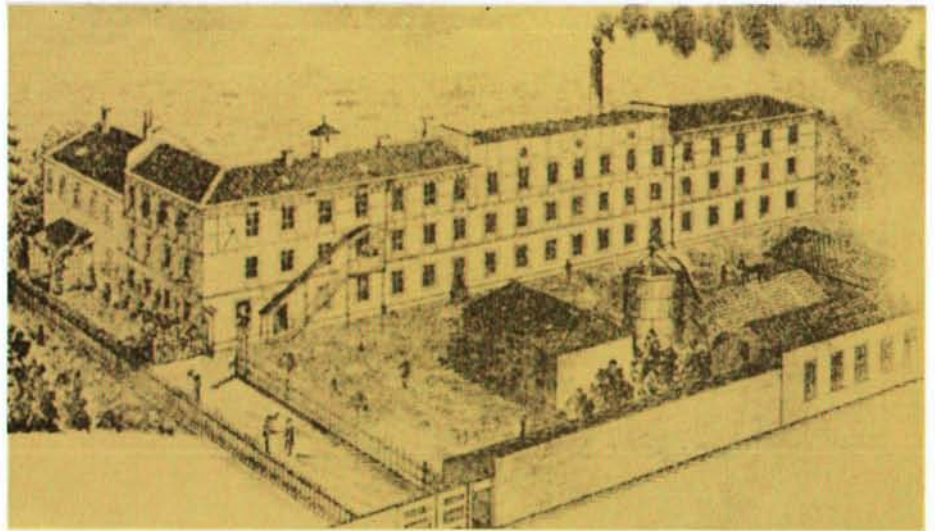
Die Äbtissin, Eva von Stein, wurde 1626 abgesetzt, verschiedene Schwestern wurden auf andere Klöster verteilt und neue nach Bonneweg gebracht. Unter der Äbtissin Anna von Wasenburg wurde das Kloster wieder aufgebaut und mit einer 850 Meter langen und vier Meter hohen Mauer umgeben. Überreste dieser Mauer und des Klosterportals blieben bis in unser Jahrhundert erhalten.

1681 ließ Gouverneur Prinz von Chimay, der eine erneute Belagerung befürchtete, das Kloster evakuieren und die Vorräte in die Stadt schaffen. Wieder zogen die Klosterfrauen in ihre Familien, kehrten aber einige Monate später zurück. Doch schon 1683 mußten sie ihr Kloster wieder verlassen, da General Mélaç dort Quartier bezog. Und dann kam im Dezember 1684 Marschall Créqui nach Bonneweg, um die Stadt zu belagern. Während der Belagerung wurde u.a. die Bonneweger Abtei von der Festung her unter Beschuß genommen. Erst als die Stadt eingenommen war, kehrten die Schwestern nach Bonneweg zurück. Allerdings dienten ihre Gebäulichkeiten noch bis 1688 als Militärlazarett.

Es folgte eine ruhigere Zeit für das Kloster, das wieder an Bedeutung gewann. Mitte des 18. Jahrhunderts war die Zahl der Schwestern auf rund fünfzig angewachsen. Dem Verbot aller nur beschaulich lebenden Ordensgemeinschaften, das Josef II. 1783 erließ, entging das Bonneweger Kloster, da in ihm Handarbeiten gemacht und bis zu dreißig Schülerinnen, adelige und bürgerliche, unterrichtet wurden.

Erst im Jahre 1794 kam das Ende des Bonneweger Klosters. Als die Franzosen heranrückten, brachte die Garnison der Festung alle Vorräte in die Stadt. In der Nacht vom 26. zum 27. November 1794 ward das Kloster von den Franzosen in Brand gesteckt. Es wurde nie wieder aufgebaut.

Als die Klöster dann 1795 Nationalgut geworden waren, wurden die Güter der Abtei Bonneweg am 11. März 1798 versteigert. Die Ruinen des Klosters wurden von Postmeister Jean-Baptiste Wirtgen, der in der Philippestraße den Gasthof „Zur Goldenen Kugel“ betrieb, erworben. Dieser installierte nun in seinem neuen Bonneweger Besitz einen landwirtschaftlichen Betrieb mit Unterkünften für Pferde und



Die Handschuhfabrik (nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1900)

Wagen. Denn ihm oblag der Postbetrieb zwischen Luxemburg und Metz, Arlon, Trier und Diekirch. Er starb 1834 in Bonneweg.

Zeitweilig befand sich auch das könig-großherzogliche Gestüt in den Bonneweger Stallungen, bis es nach Walferdingen verlegt wurde.

1836 erwarb dann der Handschuhfabrikant Jonas Lippmann den größten Teil der Bonneweger Gebäulichkeiten, um seinen 1821 gegründeten Betrieb, der sich bisher in der Philippestraße befunden hatte, dorthin zu verlegen. Und nun bestimmte die Handschuhfabrik das Leben in Bonneweg.

Die Zahl der Einwohner stieg rapide an, da sich viele von der Handschuhfabrik Beschäftigte möglichst nahe an ihrer Arbeitsstätte ansiedeln wollten.

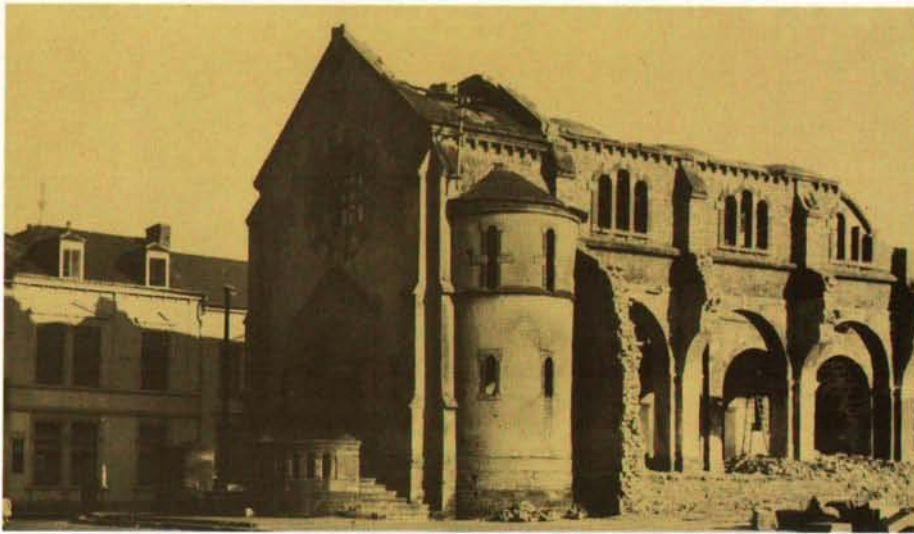
Die Fabrik wurde zu einer Industriegesellschaft mit Sitz in Brüssel, geriet aber in Schwierigkeiten, so daß nach dem Tode von Jonas Lippmann dessen Sohn und Teilhaber Isäi Lippmann nach Paris verzog, wo sein am 17. August 1845 in Bonneweg geborener Sohn Gabriel Lippmann zu größten Ehren gelangen sollte, denn er wurde nicht nur

Professor an der Sorbonne und Mitglied der Académie des Sciences, sondern erhielt auch am 10. Dezember 1908 den Nobelpreis für Physik für seine Arbeiten und Erfolge auf dem Gebiet der Farbphotographie. Ihm zu Ehren wurde vor kurzem an seinem Geburtshaus an der Place du Parc, in dem heute ein einheimischer Verlag untergebracht ist, eine Erinnerungsplakette angebracht.

Über einige kurzfristige Besitzer gelangte die Bonneweger Handschuhfabrik 1861 an den von einem Trierer Bankhaus unterstützten Auguste Charles, der sie weiter ausbaute und bis zu 1500 Arbeiter beschäftigte, mehr als das Siebenfache der Einwohnerzahl Bonnewegs im Jahre 1800. Nach dem Tod von Auguste Charles im Jahre 1870 übernahm dessen Neffe und Teilhaber Adolf Omlor den Betrieb, bis dann 1897, hundert Jahre nach dem Ende des Bonneweger Klosters, auch das Ende der Bonneweger Handschuhfabrik herannahte. Denn ein Hauptabsatzgebiet waren die Vereinigten Staaten gewesen, und diese führten nun neue Import- und Zollbestimmungen ein, um die Konkurrenz auszuschalten. Die Bonneweger Handschuhfabrik mußte liquidieren.

Der Park der Handschuhfabrik (1895)





Die zerbombte Kirche nach dem zweiten Weltkrieg

Doch mittlerweile hatte sich der dritte, Bonnewegs Geschichte bestimmende Faktor bemerkbar gemacht: Am 30. Oktober 1858 hatte Prinz Heinrich der Niederlande, des König-Großherzogs Statthalter in Luxemburg, den Grundstein zum Bahnhof gelegt, und dieser Bahnhof befand sich nicht auf hauptstädtischem Gebiet, sondern auf dem Gebiete Bonnewegs, dessen Grenze zur Stadt damals die heutige Avenue de la Gare in Höhe der Rue Origer schnitt.

Der Bau der Eisenbahnen Luxemburg-Trier und Luxemburg-Ettelbrück und derer nach dem Süden brachte eine Veränderung der Straßenführung mit sich. Die Route de Thionville, die bisher geradewegs in die heutige Avenue de la Gare mündete, wurde nun im Bogen um das neue Bahnhofsgelände herumgeführt und lief unter einer Unterführung hindurch, die, besonders da sie auch noch von der Schmalspurbahn Luxemburg-Remich benutzt wurde, so eng und so gefährlich war, daß sie allgemein als „Knachemillen“ bezeichnet wurde.

Erst 1927 entstand die heutige Betonbrücke am „Leschte Steiwer“, die

diese Gefahr bannte. Eine zweite direkte Verbindung Bonnewegs mit Hollerich, die man sich als Verlängerung der heutigen Rue de Hollerich denken kann, verschwand nach der Inbetriebnahme des Bahnhofs ganz, wie auch die Rue de Bonnevoie nun etwas nördlicher der Avenue de la Gare zustrebte und die Bahnanlage über die Wallis-Brücke überquerte. Eine zusätzliche Brücke, die Neipperg-Brücke, wurde 1937 zwischen der Wallis-Brücke und dem Viadukt auf Verlorenkost gebaut. Als dann 1957 wegen der Elektrifizierung der Bahn der Tunnel, der von der Wallis-Brücke bis auf die Bisserbrücke, das Viadukt, geführt hatte, verschwand, entstand am Boulevard d'Avranches eine weitere Brücke. Eine zusätzliche Verbindung zwischen Bahnhof und Bonneweg wurde ein Fußgängersteg, der anfangs nur vom Bahnhofsvorplatz bis zu den Eisenbahnwerkstätten geführt hatte, dann aber 1927 bis zur Rue de Bonnevoie verlängert wurde.

Die besseren Verkehrsverhältnisse, besonders aber die Nähe des Bahnhofs und seiner Betriebsstellen, bewirkten, daß die Bevölkerung Bonnewegs stark zunahm und daß es größ-

tenteils Eisenbahner waren, die sich dort niederließen. Dazu kam, daß nach der 1867 verordneten Schleifung der Festung eine Reihe von Befestigungen auch zur Bonneweger Seite hin verschwanden und so neue Geschäfts- und Wohngebiete erschlossen wurden. 1920 dann wurde Bonneweg zusammen mit Hollerich in die Hauptstadt eingemeindet.

Die Nähe des Bahnhofs hatte jedoch auch ihre Schattenseiten, denn der Bahnhof war von strategischer Bedeutung. Das zeigte sich bereits im ersten Weltkrieg, von den Wirren des letzten Krieges ganz zu schweigen. So fielen bereits in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1915 Bomben in die Nähe des Bahnhofs, und auf dem Wallis-Platz wurde ein Mann getötet. In der Nacht vom 6. zum 7. Juli 1917 richteten Bomben in Bonneweg Schäden an Privathäusern an. Zwei Wochen später wurde auf dem Verschiebebahnhof Zwickau ein leerer Personenzug getroffen, am nächsten Tag wurden Telefonleitungen in Bonneweg zerstört.

Auch am 24. März 1918 wurde Zwickau angegriffen. Dabei wurden 21 Bomben abgeworfen, die Privathäuser schwer beschädigten. Am 26. März, kurz nach Mittag, fielen 17 Bomben auf Bonneweg, zehn Personen wurden getötet und elf schwer verletzt. Ein letzter Angriff auf Bonneweg erfolgte am 5. April und forderte fünf Tote und acht Verletzte.

Zahlreiche Einwohner zogen es vor, ihre Häuser zu verlassen. Sie fanden im Walferdinger Schloß Unterkunft, bis sie es wagen konnten, nach Hause zurückzukehren. Am 5. Juli und am 8. Juli gab es in Bonneweg wieder Verletzte und am 25. September einen Toten.

Noch höheren Blutzoll forderte der Zweite Weltkrieg, in dem 128 Bonneweger – die 89 in die verhaßte Wehrmacht Gezwungenen und Deportierten nicht eingerechnet – ihr Leben lassen mußten.

Doch die Geschichte Bonnewegs geht weiter. Der Stadtteil dehnt sich weiter aus, ist längst nicht mehr das spezifische Eisenbahnviertel, das es einmal war. Neue Handelsbetriebe, Verwaltungsgebäude, Schulen und Sportanlagen sind entstanden, weitere Gebäude verlangen nach neuem Gelände.

Vom Kloster und von der Handschuhfabrik wird kaum noch geredet, es wird mehr Auto gefahren als Eisenbahn, und vom Jhangeli, der ab 1882 Bonneweg mit Remich verband, jahrzehntelang seinen Schuppen am „Leschte Steiwer“ hatte und 1957 den Betrieb einstellte, wissen nur noch die Alten zu erzählen.

Die Place du Parc um 1960



BONNEWEGER LOGBUCH

„Das sind die Fakten.

Andere Fakten liegen nicht vor. Alles andere ist Erfindung.“ (P.R.)

Montag, nachmittags

Den Namen des Viertels kennt jeder. Aber kaum einer fragt sich, woher er stammt. Es ist angenehm, auf Antworten nicht angewiesen zu sein.

Der Heizkörper surrt, in der Kaffeemaschine knackt es. Draußen ist Tag; ein Zimmer mitten in einem Teil der Stadt. Dazwischen nur eine Handvoll Schienen, Bahnleise, Perrons. Und eine stählerne Konstruktion, die man Brücke nennt. Der Steg hinüber nach Bonneweg.

Treppauf, treppab. Zögernd geht man die Straße hinunter. Von hier oben ist das Ende der Fahrbahn nicht einzusehen. Es hat den Anschein, weiter unten würde sie entzweigen. Das ist möglich, alles ist möglich.

Dienstag, vormittags

Es brennt nicht oft in Bonneweg. Aber eben gestern wurde in den Zeitungen von einem Brand in der Rue des Prés berichtet. Infolge Überhitzung eines elektrischen Heizkörpers war im ersten Stockwerk eines Hauses Feuer entstanden.

Was ist das Faszinierende an einem Feuer? Und zudem in einer Gegend, in der man mehr als gelegentlich, aber weniger als oft zu tun hat?

Ich gebe Gas, bergab geht es am schnellsten. Die Kirchturmuhr schlägt zehn, doch die insgesamt vier Zeiger, die von der Hauptstraße aus zu erkennen sind, geben zwei andere, verschiedene Zeiten an. Man erträgt es, schleppt die Ungewißheit mit sich durch die Welt, bis nach Bonneweg, wo auf ebenso wenig Verlaß ist wie anderswo.



Dienstag, mittags

Henri trinkt Cola, Conrad trinkt Bier, wir kramen drei Zehnfrankenmünzen auf den Tisch, für das Kicker-Spiel. Es ist einfach kindisch. Bei jedem Treffer schreien wir laut auf. Schweißperlen tropfen auf das gläserne Spielfeld, ab und zu schlurft der weiße Hund heran, beschnüffelt uns und blickt drein, als müßte er hier nach dem Rechten sehen. Dann begibt er sich, behäbig wedelnd, an seinen Stamplatz zurück.

Hunde im Schaufenster sind in Bonneweg keine Seltenheit, Teile der etwas veralteten Dekoration. Und trotzdem erschrickt man, da die Auslagen in Vitrinen gewöhnlich nicht gähnen, nicht die Glieder recken, nicht aus dem Maul sabbern.

Henri gewinnt und bestellt eine weitere Cola. Die Wirtin hinkt ebenfalls, aber sie ist freundlich. So freundlich, wie man zu jemandem ist, der höchstens alle vier Wochen einmal das Lokal betritt.

Es regnet. Es regnet oft in Bonneweg, aber anders als anderswo ist das nicht. Der Regen wäscht die Häuser ab und würgt sich den Rachen der Straßen hinunter. Daher also die Geräusche... Das Plätschern auf den Wagendächern, die eines Tages ganz durchlöchert sein werden. Dann wieder die Sonne, obwohl die Kirchturmuhr Mitternacht anzeigt, am hellichten Tag.

Conrad muß zahlen, weil er beide Spiele verloren hat, zweimal sechs zu fünf. Pech, nennt er das. Die Wirtin reibt ihre nassen, dünn geriffelten Finger an den Hüften ab.

Mittwoch, nachmittags

Die Kinder haben Schulpause. Quieksend jagen die einen dem Ball hinterher; die anderen stehen am gußeisernen Geländer und schauen den Vorbeifahrenden nach.

Wer denkt dabei an den Tod?
Und der Friedhof, wo?

Die Kinder kaufen Gebäck. Der Schulhof wird zum einsam zubetonierten Feld. Hohe Mauern, spitze Zaunstangen. Auf einer läßt sich die Sonne nieder, zwischen staubigen Häuserfasaden. Die Sonne, eine leuchtende Apfelsine. Vergessen oder weggeworfen, ganz in der Nähe des Abfallkorbes, gedankenlos. Auf dem Heimweg denken die Kinder nicht an daheim. Sie trödeln, gehen rückwärts, oder vorwärts mit nach hinten gewandtem Kopf. Bergan, bergab, um tausend Ecken, durch winzige Gassen, in denen es um halb fünf noch nach Mittagessen riecht, so eng. Man kann auch Medikamente kaufen in Bonneweg, und Plattenspieler, Zeitungen, Zeitschriften, Fleisch, Schuhe und Biologisches. Man darf Platz nehmen, im Schönheitssalon, beim Doktor, in einer der Kneipen.

In die Kneipen hat man die Revolution verbannt.



*„Bonneweg, nie geschrieben – warum eigentlich?
Sieht man nicht gut, hört man schlecht, sagt man das Falsche?“*

Donnerstag, morgens

Parkplatz – im doppelten Wortsinn. Eine nützliche Erfindung, für jeden. Nebelschlieren, dünne Fadenwolken über der Kuppel des Kiosk genannten Pavillons, auf dem mitunter ebenfalls Fußball gespielt wird, von dünnen und von dicken Kindern, in bunten Anoraks, und wiederum schreiend.

Rundum steifes Mauerwerk, geschlossene Türen, Fenstervorhänge, Fahrzeuge, die den Bürgersteig versperren.

Ich nehme meine Tasche unter den Arm, die Aufzeichnungsblätter, Notizbücher. Vor einigen Tagen habe ich mir vorgenommen, jeden Monat eine Geschichte zu schreiben, dabei ereignen sich die schreib- und beschreibbaren Geschichten jeden Tag. Auch in Bonneweg, wo man immerzu unterwegs ist, bergauf, bergab, von hier nach dort und zurück. Aber die Bonneweger Geschichten zerfließen auf dem Papier wie die Niederschläge an den Fassaden – man muß sich Mühe geben.

Bonneweg, nie geschrieben – warum eigentlich? Sieht man nicht gut, hört man schlecht, sagt man das Falsche?

Das Scheitern ist ein vorläufiges, ich weiß es, man braucht nur die nötige Geduld, denn jeder Stein, jedes Blatt, jeder Glockenschlag hat seine Geschichte. Zum Beispiel der Parkplatz. Die Liebesgeschichten der Sitzbänke, die Sterbelitaneien der Grünanlagen, die Kriminalstories dunkler Räume, die Phantasiegebilde hinter hohen, dunkel gebeizten Holztüren.



Donnerstag, vormittags

Mein Traum ist vorbei. Im Postamt stauen sich die Ersttagsstempel- und Briefmarkensammler. Den Beamten schlägt dieser Andrang auf den Magen. Immer wieder ergreifen sie hastig den Telefonhörer, so als wäre aus einem grauen steifen Kabel Hilfe zu erwarten. Aber man irrt sich, oft irrt man sich in Bonneweg. Das ist das Schöne, das Menschliche in diesem entlegenen Teil der Stadt, der gemeinhin eher verschmäht wird, weil er der Stadt im Rücken liegt. Oder?

Freitag, mittags

Einmal wickelte ein Mädchen – eines jener schwarzen Kinder, die eine komische Sprache mit vielen weichen Zwischenlauten sprechen – seine Puppe in Zeitungspapier und legte sie auf den Bürgersteig. Eine Alte stieß mit dem Fuß dagegen und erschrak, als sie den harten, schweren Kunststoff an den Zehenspitzen zu spüren bekam. Als das Mädchen daraufhin lachte, machte die Frau dem Kind eine böse Grimasse. Da mußte das Kind noch lauter lachen.

Freitag, abends

Spanische und italienische Restaurants, Gärtner, Autohäuser, Ausstellungsflächen für Campingmöbel. Und überall Licht. Bevor ich nach Hause fahre, blicke ich zu den Sternen hoch. Sie kreisen um die Kirchturmspitze und über dem Parkplatz – es können auch Flugzeuglampen sein, man weiß es nicht. Aus dieser Entfernung kann man nie sicher sein.

Gibt es rote und grüne Sterne?
Tatsächlich, die Uhr geht falsch.



Immer gehen alle Uhren falsch, wenn man es sich genau überlegt. Es hängt nur davon ab, wo man sich befindet. Eine Frage der Geographie also.

Samstag, nachts

Es genügt, alles das aufzuzählen, was man gesehen hat. Das Obst in den Auslagen zum Beispiel, oder die Milchglasfensterscheibe des Polizeikommisariats, ein blutrot angestrichener Feuerwehrrwagen, Sportautos, Weizenkörner, Schrotbrot, helles Geflügelfleisch, billige Notizblöcke in Bonnewegs rapidester Druckerei, die sich in einem Hinterhof verborgen hält.

Doch alles vermag natürlich nie jemand aufzuzählen. Alles ist nichts. Man muß sich entscheiden. Darin zeigt sich die Freiheit, die Möglichkeit, auf alles zu verzichten. Aber niemand will verzichten, nur: das ist ein Fehler. Man ist gezwungen, eine Auswahl zu treffen. Gerne möchte ich nun meine Arbeitsunterlagen vervielfältigen und unter allen Bonnewegern verteilen, damit sie die einzelnen Wörter lesen und aufmerksam werden auf das, was sie täglich umgibt: Friseursalon, Einkaufszentrum, Hundedreck, belegte Brötchen...

Sonntag, vormittags

Ich habe mich entfernt. Das Land liegt still, nur manchmal blitzen die Häuser wie winzige helle Quadrate in der Sonne auf. Ich benötige kein Gepäck, nur die Hefte, eine Feder, um mit Buchstaben zu malen. Straßenszenen, Stilleben, Kubistisches, Menschenbilder. Der Wind weht mir die Erinnerung auf das Papier – widerstandslos lasse ich es geschehen.

Georges Hausemer

Spätklassizismus als Potemkinsche Fassade

Die ehemalige Villa Bohler . . .



Über Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten: Ende der sechziger Jahre, als auf Nr. 35 an der Ecke Boulevard Royal - Avenue Amélie die altehrwürdige Patriziervilla Bohler zugunsten der Errichtung der Bank of America unter die Planierraupen kam, ließ der damalige Besitzer der Mercedes-Garage, Herr Albert Lutgen, die prachtvollen Torbögen in die Neukonstruktion des Zweckbaus seiner Ausstellungshalle in der Bonneweger Rue de Neufchâteau integrieren. Der Bauherr verteidigte dieses Vorhaben damals gegenüber der Stadtverwaltung mit dem Argument, er wolle später hier ein Automobilmuseum errichten. Die Garage hat inzwischen Automarke und Besitzer gewechselt, die architektonische Kuriosität wurde jedoch an Ort und Stelle belassen. Immerhin blieb uns auf diese etwas ungewöhnliche Art und Weise ein Kleinod bürgerlicher Baukunst des früheren Boulevard Royal erhalten.



. . . die Bank of America



. . . und die Potemkinsche Fassade in der Bonneweger Rue de Neufchâteau.

Den éischte Muergen



Photo: Marc Scheffen

E steet mat e puer aner do a kuckt no, wéi dee grouse Bagger sech d'Schëppe Buedem hält an s'op de Kamion ausschëtt. De Mann um Bagger mécht eng propper Aarbecht, 't as nët sou einfach mat där Schëpp ze hantéieren, well lénks a riets lafe Kanäleier a wéi séier as do dragefacht. De Chauffeur vum Kamion sëtzt gemittlech hanner dem Steerrad a fëmmt eng Zigarett. Zwei Leit um ganze Schantjen!

E steet mat e puer aner do a kuckt no, wéi s'e puer ausgewuesse Beem erbäiféieren a virun dem Cercle an de Buedem setzen. Se man d'Plëss méi grouss, huet e gelies. De Mann um Kamion mécht eng Millimeteraarbecht an dësen enke Kéieren, well och hei sin iwwerall Grief ausgehät. D'Stad kritt nei Träipen agesat.

E steet mat e puer aner do a kuckt dem Poppespiller no, deen sech beim roude Pëtz installéiert huet. Dee léisst séng Marionetten tanzen a spillt iwwerdeems op enger auslännescher Zort Flütt, déi wéi eng kleng Uergel ausgesäit. D'Leit geheien him Zwanzegfrangstécker op eng Decken.

„De Wecker huet gerabbelt, 't as Zäit“, sot séng Fra de mueren an huet hie liicht mam Ielebou gestouss. Hien huet näischt geäntwert an as leie bliwen. Op eemol huet séng Fra sech erëmgedrëit.

„Wat as lass, stees d'nët op?“, huet se gefrot. „Bass de krank?“

„Ech sin entlooss“, huet en hir geäntwert, „fir mech rabbelt kee Wecker méi.“ E war ganz roueg dobäi.

Séng Fra as opgestan a goung an d'Buedzëmmer. Wéi s'erëmkoum,

blouf s'an der Dir ston. Hiirt Gesiicht war kal an haart.

„An elo?“, frot se, „du fënns jo ni eng Plaz mat dënge fofzeg?“

„Dat weess ech“, sot hien an as opgestan. A well se nët gefrot huet, firwat se'n erausgehät hun, huet en hir et gesot. „Ech géif et nët méi bréngen“, soten se, „se missten de Magazin souwiso elo ganz op Computer ëmstellen, an dat wir eppes fir jong Leit, déi dat geleiert hun. Ech krit jo aacht Méint ausbezuel, an ech géif schon nach eppes aneshtes fannen“.

„Séngerliewen nët!“, huet séng Fra jhust geäntwert an as erof an d'Kiche gaang. Méi hat se nët derzou ze son. Se hun sech souwi sou well laang nët méi vill ze son. Mä dat „séngerliewen nët“ huet em wéigedoen.

E steet déi aner Säit um Trottoir a bekuckt sech di däischer Glas- an Eisefassad vun der Aarbechtsplazverméttlung. 'T gi vill Leit an an aus, meeschtens jonker; vu fofzeg as bis elo nach keenen drënner gewiescht. E misst eigentlech agon, fir sech aschreiwen ze loos-sen.

D'Kollegen aus dem Magazin stoungen do, wéi wann d'Hénger en d'Brout geholl hätt. Hien dierft sech dat nët gefale loos-sen, hun se gemengt. Am Fong missten si elo alleguer streiken, huet en anere virgeschlon. Dat misst awer duurch d'Gewerkschafte gon, sot en drëtten. Hie war ni an enger Gewerkschaft. Op jiddenfall misst sou eng Schwéngerei an d'Zeitung hun se gemengt. An se kéimen hien doheem besichen.

„Léiwer nët“, sot hien. Du as e gaangen. Hie bräicht déi gesetzlech Kennungszäiten nët ofzeschaffen hat de Patron gesot; dann hätt e jo laang Zäit fir sech eng aner ze sichen.

„Du fënns séngerliewen keng!“, huet séng Fra de muere gesot.

Op der Theaterplaz sin se bal fäerdeg. De Parking leeft schon. Ennen am Bierg schaffen se Dag an Nuecht um Tunnel. Elauter Auslänner. Dobannen an deem Lach wëllt en och nët ofgemoolt sin.

Der Däiweel weess, wat déi op der Aarbechtsplazverméttlung em nach ubidde wäerten.

Beim Musée schlou se eise Péil an de Buedem, fir datt kee méi do parke kann.

E steet nees mat e puer aner um roude Pëtz dem Poppespiller nozekucken. 'T schéngt nach aner Leit ze gin, déi gutt Zäit hun.

'T as gläich mëtteg. De Mëtteg geet en sech aschreiwe loos-sen.

„Du fënns séngerliewe keng!“ sot séng Fra. E weisst gâr, wat se gekacht huet. Se huet nach déi frësch Pai.

An der Fënster vum Bicherbuttek um Gruet hun s'en neit Buch ausgestallt; e lëtzebuergesch; weinstens fofzeg mol läit et do. „Du brauchst kee Strack“, heescht et.

Op der Trap vun der protestant-scher Kierch sëtzt e Strummert mat sénger Fläsch roude Wäin. D'Kanner aus der Schoul sti ronderëm en a gekken. 'T sin elauter portugiesescher.

E fäart bal, fir heem ze gon. Dat hat e soss ni.

Josy Braun



PILGERZEIT

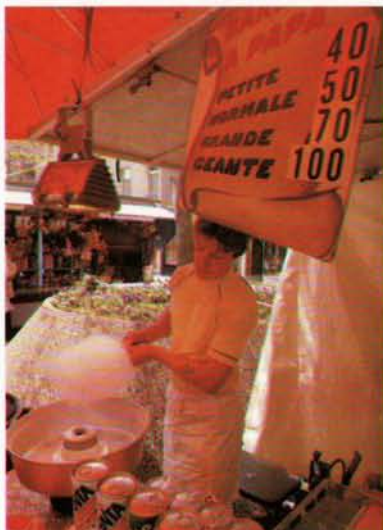
„Übrigens bin ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt und zudem keineswegs leichtsinnig oder gar abergläubisch; vielmehr zeigt sich mein innerer Ernst in der eher freundlichen Betrachtung der vielfältigsten Gewohnheiten und Absonderheiten. Bei manchen Anlässen allerdings ist da ein Gefühl der Beklommenheit, ein Nach-Luft-Schnappen“.



Am frühen Morgen betreten zaghaft die ersten Choräle die langen Gänge der Oberstadt, verlieren sich in den riesigen Hallen zwischen Türmen und Parkplätzen, werden zertritten von dem Schlagen einer Trommel, dem Schreien einer Trompete, dem Dröhnen einer Tuba. Die Gemeinschaft trifft sich, singt und betet. Erst verhalten, dann immer lauter und bestimmter, bis hin zum Crescendo im nationalen Schlußgesang.

Der süßliche Duft von Weihrauch, das erste Bier, der Schnaps, der Hunger treibt sie zum „Knuedler“. Kleine Hausfrauen mit bleichen Kindern an der Hand, Musikkapellen, Männer in hellbraun gestreiftem Anzug, sie jagen mit Thüringer und Wurst zwischen Lotteriebuden und Frittenrestaurants, Menschenscheunen aus Brettverschlagen und großen Fenstern. Die Männer entschlüpfen den häuslichen Blicken der Familie, sammeln sich in den umliegenden Kneipen, reden von Politik und Wirklichkeit.

So gegen 12 wird es städtisch. Gepuderte Armeen von Angestellten und Verkäuferinnen verraten das Provinzielle, unterscheiden sich in Haarfarbe und Regenschirm vom Ländlichen, verleihen der Wolke von Hamburger und Fisch die Frische der großen weiten Welt, picken zärtlich in die Plastikbecher, tupfen sich Senf und Mayonnaise von Nase und Lippen, sind lieb und leidenschaftlich in ihrer Eßkultur und geben dem bunten Gemisch aus besorgten Hausfrauen, verkleideten Männern, dem schleimigen Geruch von Fisch, Fett und Küchelchen etwas Majestätisches.



Am Nachmittag stehen zwei ältere Damen vor einem Stand von Marienbildern und sonstigen Souvenirs: kleine Geschenke für die Enkelin oder das einsame Warten. Es gibt keine Blumen hier. Die Leute schweigen. Zwei und zwei laufen sie aneinander vorbei. Manche kennen sich, bleiben stehn, zeigen den Rücken, übersehen sich. Ein kleines Mädchen hat die Hand der Mutter verloren. Niemand tröstet, niemand fragt. Aus den Lautsprechern kommt

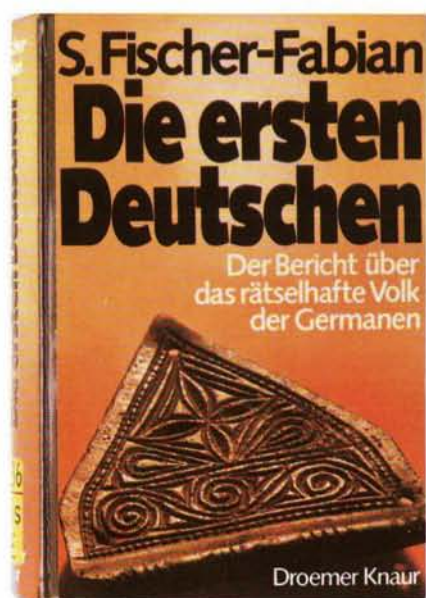
Musik und live die Vesperpredigt aus der Kathedrale. Ein Trompetenspieler bläst Halali. Die letzten Koteletts liegen übereinandergestapelt. Frauen sammeln ihre Männer ein. In den Kneipen schreit man. Mit bunten Tüten aus den großen Geschäftshäusern fährt man nach Hause.

Es regnet. Nur noch wenige huschen über den Platz, rutschen manchmal über den glitschigen Belag aus Papier, Fett und Pflastersteinen.

Fern Guelf

Bibliothèque Municipale

Nouvelles acquisitions



FISCHER-FABIAN S.

Die ersten Deutschen
Der Bericht über das rätselhafte Volk der Germanen

Droemer Knaur, 384 Seiten

Die Titel wirken etwas trügerisch. Man erwartet sich ein nationalistisch gefärbtes Bild und eine systematische Geschichte der Germanen. Beides bietet das Werk nicht, im Gegenteil. Das Bild der Germanen, das im 19. und besonders im 20. Jahrhundert idealisiert wurde, wird hier ins rechte Licht gerückt. Sie werden vor allem als das gesehen, was sie waren: ein Bauernvolk. Aus der Geschichte der sogenannten historischen Ereignisse werden nur die wichtigsten und interessantesten ausführlich dargestellt.

HANDKE Peter

Der Chinese des Schmerzes

Suhrkamp Verlag, 255 Seiten

In diesem Buch erzählt uns Handke die Geschichte von Andreas Loser in einer bestimmten Landschaft: Salzburg und Umgebung. Andreas Loser, Lehrer, lebt getrennt von seiner Familie. Eines Tages stößt er einen Passanten nieder und übt dann seinen Beruf nicht mehr aus. Während seiner Freizeit arbeitet er an der Fertigstellung eines Berichtes über eine Römervilla, an der er als Spezialist für das Auffinden von Schwellen beteiligt war. Als er sich zur monatlichen Tarockrunde begibt, trifft er einen Hakenkreuzsprayer, den er

tötet und den Berg hinunterwirft. Auch wenn er keine Schuldgefühle spürt, hat er doch eine Schwelle überschritten, hat nun seine eigene Geschichte und sucht einen Zeugen, dem er sie erzählen kann. Ein Bekannter sagt von ihm: „Du ähnelst einem schwerkranken Mann, der einen guten Freund besucht“.

BIENEK Horst

Die erste Polka

Hauser, 294 Seiten

Ein Roman, der etwas zu erzählen hat, und zwar zuerst die Geschichte einer Landschaft (Oberschlesien), die das Schicksal der Grenzlandschaften exemplarisch verkörpert. An zweiter Stelle wird die verhängnisvolle Nacht vom 31. August zum 1. September 1939 geschildert, als der Sender von Gleiwitz angegriffen wurde und der Krieg gegen Polen und somit der 2. Weltkrieg begann. Diese historische Nacht wird aber nicht objektiv dargestellt, sondern aus der Sicht der am Geschehen indirekt beteiligten Personen. Diese gehören alle zu dem Familien- und Bekanntenkreis der Familie Piontek, deren Schicksal die dritte Erzählebene des Romans bildet. Darin eingeschaltet wird die Biographie des ober-schlesischen Politikers Korfanty.

RÜHMKORF Peter

Auf Wiedersehen in Kenilworth
Ein Märchen

Fischer Taschenbuch Verlag,
140 Seiten

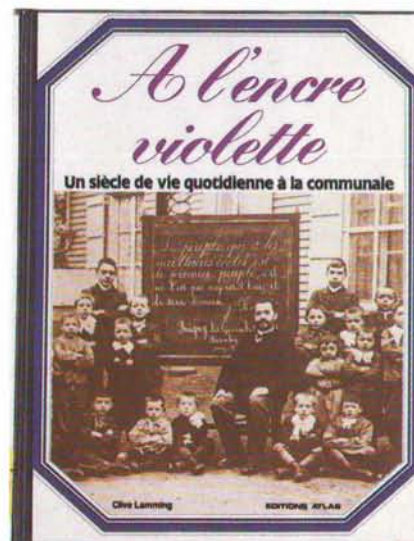
Diese Verwirklichungsgeschichte nimmt ihren Anfang in einer über tausend Jahre alten Schloßruine. Wir lernen den Schloßverwalter Jam MacDamm und seine Katze Minnie kennen. Der Kastellan hat eine große Vorliebe für wundersame Gespenstergeschichten und gerät somit in den Bannkreis des Gespenstes zu Kenilworth, das in den untersten Gewölbekammern auf seine Auferstehung wartet. In einer besonders dunklen Mitternacht geschieht das Wunder: Der Kastellan wird in einen Kater verwandelt und die Katze in ein bernsteinblondes Mädchen. Diese zwei neugeborenen Wesen werden eins nach Italien, das andere nach Indien versetzt. „Auf Wiedersehen ist ein Auferstehen in Kenilworth“: so lauten die letzten Worte, die ihnen aus ihrer alten Existenz noch in Erinnerung bleiben.

LAMMING Clive

A l'encre violette

Edition Atlas, 210 pages

Cet album rassemble une multitude de photographies, originales et largement commentées, pour illustrer un siècle de vie quotidienne à la communale. Il fait revivre l'école d'autrefois, celle de nos parents, de nos grands-parents, avec son décor et ses rites, son emploi du temps, ses pratiques pédagogiques originales, ses méthodes surannées, et pourtant bien efficaces. Relevons cet hommage rendu à l'école rurale à classe unique qui gardait même les enfants handicapés, ceux qu'aujourd'hui l'on isole dans des ghettos pédagogiques, et avait donc une indéniable valeur éducative et une grande dimension humaine. Il s'agit, bien sûr, d'un ouvrage consacré aux écoles primaires françaises. Mais existe-t-il déjà une documentation similaire sur les vieilles écoles de chez nous?



ROY Claude

Permis de séjour 1977-1982

Gallimard, 360 pages

Journaliste, poète, critique littéraire, Claude Roy avait déjà publié deux essais autobiographiques: *Moi, je et Nous*. Il nous offre dans *Permis de séjour* des notes de voyage et de lecture, des souvenirs d'enfance et de jeunesse, des poèmes, des jugements critiques sur la société dans laquelle nous vivons. Si la variété de ce journal intime (1977-1982) en rend la lecture bien attrayante, sa sincérité en fait un témoignage émouvant: l'auteur nous confie ses curiosités et ses enthousiasmes, ses espoirs et ses désenchantements, ses illusions et ses remords. Atteint d'un cancer du poudon au départ de l'été 1982, Claude Roy lutte pour obtenir une prolongation de son permis de séjour sur terre: un récit bouleversant.

DIE STÄDTISCHE BADEANSTALT

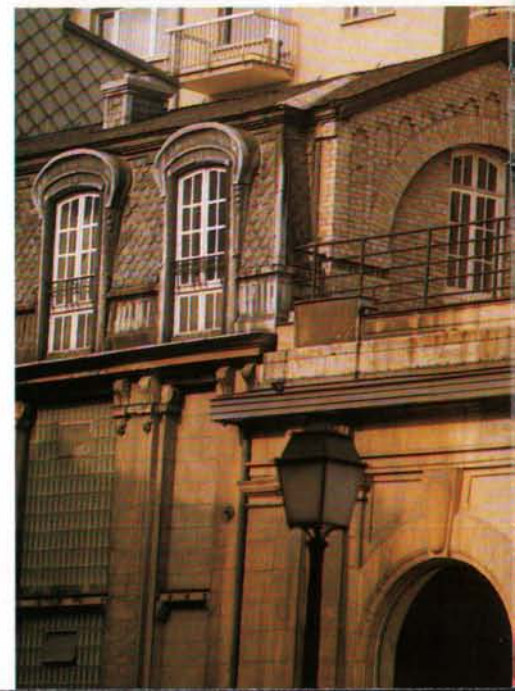
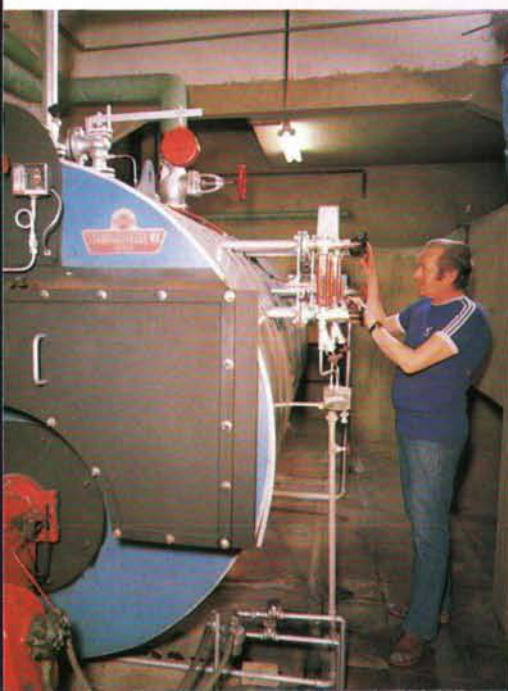
Ein Bau der Jahrhundertwende für das Jahr 2000?

Für viele Stadtbewohner ist der Begriff Badeanstalt („d'Schwemm“) eng verbunden mit dem alten Gebäude in der Bädergasse. Die Tatsache, daß das Schwimmbecken nur 25 Yard lang ist, statt der olympischen 25 Meter, scheint niemanden zu stören und ist ja auch nur für Spit-



zenathleten von Wichtigkeit. Das Hallenbad, in dem viele von uns ihre ersten Schwimmversuche machten, zählt heute 75.000 Besucher im Jahr, die Primärschulen nicht mitgerechnet.

Die günstige Zentrums Lage gibt unserer alten Badeanstalt einen Vorteil gegenüber der neuen olympischen Schwimmhalle auf Kirchberg, und sie ist auch noch immer eine populäre Ergänzung zur städtischen Badeanstalt von Bonneweg. So mancher im Stadtzentrum Arbeitende entspannt sich in der Mittagspause gerne bei einem erfrischenden Bad.



Die Badeanstalt hat jedoch noch zwei weitere wichtige Funktionen. Erstens gibt es noch immer Leute, die daheim weder über Bad noch Dusche verfügen. Somit hat eines der Hauptanliegen des Schöffengerates, der 1905 den Baukredit für das Haus bewilligte, seine Aktualität bewahrt: Die Badeanstalt stellt große Duschräume sowie Bademöglichkeiten für etwa dreitausend Benutzer im Monat zur Verfügung.

Eine Rarität in Luxemburg ist zweifellos das türkische Bad, auch irisch-römisches Bad genannt. Es handelt sich dabei um ein Dampfbad mit höherer Feuchtigkeit und niedrigeren Temperaturen als in einer üblichen Sauna, was von vielen Besuchern vorgezogen wird. Daneben gibt es einen Massageraum und Ruheräume. Das türkische Bad verzeichnet an die tausend Eintritte pro Monat.

Nicht nur der Grundriß der Badeanstalt weckt Erinnerungen an die Caracalla-Thermen in Rom, sie erfüllt heute genau wie im alten Rom ihre sozialhygienische Rolle.

Der Zustand des Hauses ist allerdings desolat. Abgeblätterter Verputz und herabhängendes Deckenmaterial im Gymnastikraum verlangen nach einer sofortigen Renovierung. Ein großes Problem dürfte die Restaurierung des Gewölbes in der Schwimmhalle darstellen. Diese recht komplizierte Betonarbeit wurde ursprünglich von derselben ausländischen Firma, die den Metzger Bahnhof baute, ausgeführt. Aus den 60er Jahren stammende Renovierungsarbeiten haben jedoch den Allgemeinzustand des Gebäudes eher verschlechtert. Man verdeckte die schönen römischen Motive mit einer häßlichen Zwischendecke aus Aluminiumplatten. Die zur Isolierung verwendete Glaswolle saugte jedoch Feuchtigkeit auf und ruinierte schließlich die Gewölbedecke. Dasselbe gilt für den Gymnastikraum.

Einer der Hauptgründe für die festgestellten Schäden dürfte außerdem in einem ineffizienten Entlüftungssystem liegen, was schon in alten Dokumenten erwähnt wird. Bisher haben verschiedene Erneuerungsarbeiten nichts vermocht. Jedoch dürften neueste Techniken bei einer Gesamtrenovierung diese Probleme lösen.

Kunsthistorisch gesehen ist die alte Badeanstalt eines der wenigen noch verbleibenden Gebäude der Jugendstil-Epoche, das aus dem Stadtzentrum nicht wegzudenken ist.

Seinerzeit hatte Architekt Alphonse Kemp mit der Badeanstalt ein damals neuartiges Projekt realisiert, das Funktionalismus mit stilistischer Eleganz verband. Klassische Elemente (Säulenkapitelle, Rotonde am Boulevard Royal) erinnern an römische Thermen. Der französische Jugendstil der Dachfenster, die Säulenmotive der drei Hauptportale und die Fontäne im türkischen Bad (bacchantische Kopfplastik

und Jugendstilfliesen) im Geiste der Münchner Schule und Wiener Sezession lassen eine gelungene Synthese erkennen, die auch ein Ausdruck unserer kulturellen Ambivalenz ist.

Eine Restaurierung würde auch die Fassade wieder in alter Eleganz aufleben lassen. Als Eingangstüren wären die alten Jugendstilportale wieder nachzuempfinden. Stilgerechte Glasfenster, wie sie ursprünglich eingesetzt waren, brächten mehr Helligkeit.

Im Sinne einer modernen Stadtplanung und Denkmalpflege ist die Integration renovierungswürdiger Objekte eine sinnvolle Ergänzung zur modernen funktionellen Architektur.

Guy Decker

Innenansichten der alten Badeanstalt vor der Renovierung in den sechziger Jahren



BATTY ERLEBT DIE OLYMPISCHE DIMENSION

Als damals die schrecklich teure Schwimmhalle auf Kirchberg gebaut worden ist, hat sich Batty Zimmer-Kummer vorgenommen, diese Einrichtung zu boykottieren, da er sich immer gegen solch luxuriöse Prunkbauten prinzipiell gewehrt hat. Ein kleineres Schwimmbecken hätte es doch auch getan, hatte Batty festgestellt, als er hörte, daß die von Größenwahn befallenen Architekten das Ding in olympischen Dimensionen verwirklicht hatten. „Keine zehn Pferde kriegen mich dahin“, hatte er seiner Frau Marguerite Zimmer-Kummer anvertraut, die bereits zu diesem Zeitpunkt genau wußte, daß der Tag schon noch kommen werde, da die ganze Familie und das Meerschweinchen Emil zur Ausübung des Wassersports doch einmal auf den Kirchberg fahren würden. Prinzipien hat man eben, um dagegen zu verstoßen. Und so beschließt die Familie Zimmer-Kummer eines Samstags, entgegen Battys festem Vorsatz, die olympische Einrichtung, die man als pünktliche Steuerzahler schließlich mitfinanziert hat, zumindest versuchsweise zu benutzen.

Zugegebenermaßen war es nicht einzig und allein sein Ärger über die Verschwendungssucht der Bauherren, die Batty bewogen hatte, der Kirchberger Schwimmhalle so lange fern zu bleiben. Vielmehr noch hatte eigentlich dazu seine Angst beigetragen, mit dem Auto hinfahren zu müssen. Die Straßen, die zu den Kirchberger Europäischen Institutionen führen, nehmen sich ja aus wie der reinste Irrgarten. Einmal hatten die Zimmer-Kummers zur Frühjahrsmesse fahren müssen, weil Battys Frau Marguerite unbedingt einen Schnellkochtopf haben wollte.

Das war vielleicht eine Himmelfahrt gewesen! Wegen der übertriebenen Beschilderung und der vielen Neben- und Einbahnstraßen hatte sich Batty damals überhaupt nicht zurechtgefunden, und so war man zuerst auf dem Findel, dann beim Europäischen Gerichtshof und schließlich in dem zum Tierasyl umfunktionierten Parlamentsgebäude „Klunge Kueb“ gelandet, wo die dreijährige Iris unbedingt hatte aussteigen wollen, um die Katzen zu sehen, die dort hausen, seit es die Europa-Parlamentarier nicht mehr nach Luxemburg zieht.

Als die Zimmer-Kummers doch noch zum Foire-Gelände vorgestoßen waren, um auf Marguerites Weisung hin einen Nachmittag lang sämtliche Messehallen nach preisgünstigen Schnellkochtöpfen abzusuchen, sollte sich im nachhinein auch noch die Heimreise äußerst schwierig gestalten. Denn Batty hatte in seiner Aufregung zu allem Überfluß die falsche Autobahnseite erwischt und war höchst verwundert gewesen, daß ihm aber auch sämtliche Fahrzeuge auf der gleichen Bahn hysterisch hupend entgegengekommen waren. Bis ihn dann sein vierjähriger Sohn Steve darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er dabei sei, sich

als Geisterfahrer zu betätigen. Fast hätte es noch einen Zusammenstoß mit einem Krankenwagen gegeben, so daß Batty am Ende der Fahrt nur noch ein Nervenbündel gewesen war. Und übrigens, der Schnellkochtopf steht heute noch ungenutzt bei den Zimmer-Kummers im Küchenschrank. Weder Marguerite noch Großmutter Amelie Kummer-Keller haben sich bislang getraut, das äußerst komplizierte Ding zu benutzen.

Kurz nachdem sie den Schnellkochtopf nämlich erworben hatten, war die Nachbarin der Zimmer-Kummers, eine gewisse Clementine Klensch-Knopper, in ihrer Küche schwer verunglückt, weil sie mit ihrem Schnellkochtopf auf zu hoher Flamme gekocht hatte. So ein Schnellkochtopf funktioniert nach physikalischen Gesetzen, mit Dampf und Druck. Wenn man mit so einem Ding nicht richtig umgeht, kann es sich als regelrechte Bombe erweisen und explodieren. Und mit Physik wollen Marguerite und Großmutter Amelie nichts zu tun haben. Das ist gefährlich.

Gottlob gestaltet sich die Fahrt zum Kirchberger Schwimmbad diesmal weniger aufregend als das letzte Mal, weil Steve seinem Vater Batty den Weg weist. Außer Marguerite und der kleinen Iris sind auch Großmutter Amelie und das Meerschweinchen Emil mitgefahren. Beide begeistern sich für Wassersport.

Die Familie Zimmer-Kummer entsteigt also ihrem Wagen, dem brandneuen Lada mit dem nachfüllbaren Aschenbecher und den abwaschbaren Sicherheitsgurten, und begibt sich vom Parkplatz zum Eingang der Schwimmhalle, die aussieht wie eine zu groß geratene schwangere Fledermaus aus Eisen, Glas und Beton.

Batty und seine Frau Marguerite schleppen beide je drei riesige Einkaufs-

und Reisetaschen mit sich, in denen sich Badetücher in großer Anzahl, Bademäntel, Badeanzüge und allerlei Schwimmgerät wie Taucherbrillen, Schnorchel und Flossen befinden. Batty hat sogar seine Gummi-Ente dabei, die er sich letztes Mal zu Ostern schenken ließ, und die er sonst nur zur geselligen Gestaltung seines samstäglichen Bades zuhause in der Wanne hält.

Das Meerschweinchen Emil hält Großmutter Amelie ihrerseits in ihrer Handtasche versteckt, um es unbemerkt an der Kasse vorbei ins Bad zu schmuggeln. Normalerweise sind Meerschweinchen diskriminiert und haben keinen Zugang zu öffentlichen Bädern.

Die Kartenverkäuferin kichert hinter vorgehaltener Hand, als sie unsere Neudorfer Familie mit all ihrem Urlaubsgepäck vor der Kasse stehen sieht. Batty merkt das und erklärt dem Fräulein ärgerlich, daß Reisetaschen viel praktischer sind als diese modernen Badetaschen, in die doch nichts reingeht. Dann löst er fünf Pauschalkarten, denn in einem vom Gesundheitsministerium herausgegebenen Faltblättchen über die Schwimmhalle hat er gelesen, daß „für ganz Anspruchsvolle zusätzlich zu den Badefreuden eine Sauna mit Solarium, Massageraum und Sonnenterrasse sowie ein Trainingsraum mit Body-building-Geräten“ zur Verfügung stehen. Das will man sich ja nicht entgehen lassen.

Außer den Eintrittskarten für die Sauna reicht ihm das Fräulein an der Kasse insgesamt 16 Zwanzigfrankenstücke und vier Zehner, als Batty ihr einen Tausender hinhält. „Was soll ich denn mit all diesem Kleingeld? Sie machen sich wohl über mich lustig?“, empört er sich. Doch das Fräulein erklärt ihm geduldig, daß er die ganzen Zwanzigfrankenstücke in einen Automaten werfen muß, der sich am Eingang zur Halle befindet. Nur wenn man die Münzen in das komische Ding reinwirft, erlangt man Zutritt zu den Umkleidekabinen im Umkleideraum. Schön kompliziert. „Das kann ja heiter werden“, denkt sich Marguerite Zimmer-Kummer und würdigt ihren völlig verwirrten Gatten mit mißtrauischen Blicken.

Kaum sind die Zimmer-Kummers im Umkleideraum, da stimmt die kleine Iris das ihr eigene frenetische Geplärre an. Sie weigert sich beharrlich, sich in diesem Kollektivraum vor all den anderen Badegästen auszuziehen, was Großmutter Amelie Kummer-Keller, die bereits in ihrem etwas altmodischen Badeanzug mit den Beinkleidern dasteht, kopfschüttelnd und mit der Bemerkung quittiert, die Jugend werde aber auch immer pröder. So geht sie denn mit Iris in eine der wenigen Einzelkabinen und ist ihr beim Ausziehen behilflich. Als Großmutter und Enkelin aus ihrer Kabine kommen, steht auch Batty bereits in voller Taucherausrüstung mitten im Umkleideraum. Er hat eine geblümte Bermuda-Badehose an und trägt dazu riesige Flossen und eine lila Taucherbrille mit Schnorchel. Irrtümlicherweise hat er sich sogar Großmutter Amelies neue Bademütze mit den vielen kleinen und bunten Blümchen übergestülpt, so daß er aussieht wie ein amerikanischer Tourist auf Expedition im Urwald.

Die umstehenden Badegäste glotzen Batty und seine Frau Marguerite, die



ihrerseits in einem bis zum Boden reichenden Bademantel mit barockem Tapetenmuster dasteht, ziemlich unverschämt an und machen despektierliche Witze. Aber die Zimmer-Kummer läßt solch dämliches Gebaren kalt. Nachdem Batty die Zehnfrankenstücke in die Schlitzlöcher der Kleiderschränktüren gesteckt und dieselben verschlossen hat, schreit ihn plötzlich eine Raumpflegerin an und fuchtelt ihm wild mit ihrem Schrubber vor der Nase herum. Dem erschrockenen Batty und seiner in Flossen betreten herumstehenden Familie wird von der Dame unmißverständlich klargemacht, daß in den Umkleieräumen immer noch Geschlechtertrennung vorgeschrieben ist, und daß er und Steve wohl, aber keinesfalls die Frauen und die kleine Iris, hier etwas verloren hätten. Für die gebe es einen Raum gleich gegenüber.

Nachdem Marguerite Zimmer-Kummer, Großmutter Amelie Kummer-Keller und die jetzt wieder entsetzt heulende Iris mit ihrem ganzen Reisegepäck umgezogen sind, gelangt die sol-

chermaßen nach Geschlechtern auseinandergerissene Familie in die jeweiligen Duschräume. Batty muß dort erstmal das ganze Taucherzeug ablegen und wieder anziehen. Als schließlich alle in der Halle vor dem riesigen, 50 x 25 Meter-Becken stehen, wird es Batty mulmig. Er zögert und beschließt dann, in das kleinere 25 x 10 Meter-Planschbecken für Anfänger, Nichtschwimmer und Kleinkinder zu steigen, wo es sich gefahrenlos herumtoben läßt.

Großmutter Amelie allerdings läßt sich nicht lumpen. Mit einem gewagten, etwas ungeschickten Sprung landet sie plötzlich mitten im Schwimmbecken mit der olympischen Dimension und plumpst ganz einfach zwischen eine Schar bierernster Profisportler, die gerade ein Wettschwimmen im Rückenraukraul veranstalten. Die ganze Kolonne der Leistungssportler gerät durch Großmutter Amelies Störmanöver aus dem Konzept, schnappt nach Luft, taucht unter, prustet und schreit herum. Großmutter Amelie aber taucht quietschvergnügt zwischen

der durcheinander gewürfelten Schwimmerkette auf und zeigt ungehemmt ihre Schwimmkünste.

Die Badegäste sind außer sich. Großmutter Amelie hält sich absolut nicht an die Spielregeln. Sie durchquert das Becken nach Belieben, schwimmt keine Längen, wie das sich paßt, sondern mißt die Breiten des Beckens ab. Sie tut das in den seltsamsten Lagen. Mal als Rückenraukraul mit wechselseitigen Armzügen bei gleichzeitiger Beinarbeit. Mal mit wenig rhythmischen Bewegungen der Arme und Beine und dann wieder, indem sie beide Arme und Beine ziemlich unregelmäßig anzieht, grätscht und schließt. Das sieht komisch aus, aber den Badegästen ist nicht zum Lachen. Sie sind nicht mehr in der Lage, normale Längen abzuschwimmen und säumen jetzt meist resignierend und händeringend den Rand des riesigen Beckens mit den olympischen Dimensionen. Der Bademeister betätigt wie ein Irrer seine Trillerpfeife, läuft rot an und hüpfert wild um das Becken herum.

Was Batty betrifft, so ist er inzwischen mit dem kleinen Steve, der das Meerschweinchen Emil unter einem Handtuch verbirgt, in der Sauna angelangt, die sich am anderen Ende der Halle befindet. Kaum daß sie zusammen mit dem Meerschweinchen einen der Schwitzräume betreten haben, setzt es da drinnen ein fürchterliches Geschrei, weil Batty sich angemacht hat, die Flossen und das restliche Taucherzeug anzubehalten, während die anderen Saunagäste splitternackt dasitzen. Bei über 90 Grad, die in dem kleinen holzgetäfelten Raum herrschen, fangen Battys Gummiflossen zudem abscheulich zu stinken an. Daß er überdies die Tür zur Sauna offen läßt, weil ihm die Hitze zu groß ist, stößt auf das Unverständnis der schwitzenden Saunabesucher.

Einer dieser Gäste, ein cholerischer Mensch mit Hängebauch und Spreizfüßen, verliert die Geduld und denunziert Batty beim Bademeister, weil Steve das Meerschweinchen Emil mitgebracht hat.

Inzwischen ist auch draußen in der Halle der Teufel los. Händeringend steht Marguerite Zimmer-Kummer in ihrem langen Bademantel am Fuß des zehn Meter hohen Turms, der für Profispringer gedacht ist. Ganz obenauf steht die kleine Iris und droht jeden Augenblick hinunterzuspringen. Der Bademeister eilt herbei und rettet ihr im letzten Moment das Leben. Batty, der wieder in der Halle angelangt ist, hat die Nase voll. „Kommt, wir gehen“, sagt er zu seiner Familie. „Hier passen wir nicht hin!“ Und unter den erleichtert wirkenden Blicken der Gäste und des Bademeisters steuert die Familie Zimmer-Kummer auf die Umkleieräume zu.



Jacques Drescher

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Joseph II (Boulevard)

Führt von der Avenue Marie-Thérèse (Konvikt) hinauf zum Boulevard de la Foire, auf der Höhe der Glacis-Kapelle (Oberstadt-Limpertsberg).

Joseph II., der Sohn Maria-Theresias, wurde am 13. August 1741 in Wien geboren und verstarb daselbst am 20. Februar 1790. Er wurde Kaiser des Heiligen Römischen Reiches im Jahre 1775 und kumulierte ab 1780 ebenfalls die Würde eines Herzogs von Luxemburg. Joseph, ein sehr aktiver Fürst, reiste sehr viel und besuchte gelegentlich seiner Reise in die Niederlande ebenfalls Luxemburg vom 31. Mai bis zum 4. Juni 1781. Er residierte damals im Gasthof zu den Sieben Schwaben (heutige „Bourse“). Dem Vorbild Friedrich dem Großen von Preußen folgend, startete er große Reformen in Verwaltung, Wirtschaft, ja sogar in Religion. Dies hatte nicht nur positive Auswirkungen, sondern bewirkte durch radikale Eingriffe in altgewachsene Strukturen und Gewohnheiten manchen Widerwillen, besonders weil er alte Freiheiten aufhob und traditionelle Bindungen mißachtete. Dies gilt auch für die 1783 verfügte Aufhebung der rein beschaulichen Orden, darunter die Dominikanerinnen von Marienthal, die Klarissinnen von Echternach und Luxemburg (Hl. Geist) sowie die Trinitarier in Bastogne und Vianden. 1786 wurde auch die Oktavprozession von ihm untersagt.



Junck (Rue Joseph)

Die anfangs „Rue du Tramway“ benannte Straße führt von der Place de la Gare zur Rue de Strasbourg (Bahnhofsviertel).

Pierre François Joseph Junck kam am 14. August 1839 in Clausen zur Welt und verstarb am 27. Juli 1922 in Luxemburg. Als Bahnhofsvorsteher in Luxemburg in den Jahren 1875 bis 1911 hatte Junck in der Nachbarschaft der nach ihm benannten Straße sein Wirkungsfeld. Allerdings machte er sich auch einen Namen als Philanthrop und Großmeister der Freimaurer-Loge.

Kahnt (Rue Gustave)

Verbindet die Rue Auguste Liesch mit der Avenue Gaston Diderich (Belair).

Gustave Kahnt wurde am 7. Oktober 1848 in Berlin geboren. 1881 wurde er provisorisch als Kapellmeister der Freiwilligenkompanie in Luxemburg angestellt. 1890 Luxemburger geworden, leitete er von 1898 bis 1903 die Militärmusik zusammen mit Edmond Patzké, dann bis 1909 allein. Er wirkte hierauf als Musiklehrer weiter, bis er sich nach Berschbach (Mersch) zurückzog, wo er am 9. Januar 1923 starb. Er komponierte u.a. die Musik zu Dicks' „Schouster Bob“, zu mehreren Werken N.S. Pierrets und zu anderen Bühnenstücken, sowie die „Dicksiana“.

Kaltgesbrück (Rue)

Diese Sackgasse zweigt von der Rue de Neudorf ab und führt bis zur Stadtgrenze mit Sandweiler (Neudorf).

Zur Zeit der französischen Republik, der unser Land als Département des Forêts 1895 angegliedert wurde, und welche die Grundlage für das Gemeindegewesen geschaffen hat, gehörte Kaltgesbrück als Ortschaft zur großen Gemeinde Sandweiler, genauso wie etwa Cents oder Hamm, das bereits in den 1870er Jahren zur eigenen Gemeinde erhoben wurde, bevor es 1920 der Stadt Luxemburg einverleibt wurde. Kaltgesbrück und Steppchen wurden durch Gesetz vom 5. Juli 1939 von Sandweiler abgetrennt und der Stadt angegliedert.

Kaltreis (Boulevard)

Neuangelegte Ringstraße, welche die neue Siedlung im äußeren Bogen umschließt, und zwar von der Rue d'Itzig bis zur Rue Nic Martha (Bonneweg). Dem Luxemburger Wörterbuch zufolge ist der Flurname „auf dem kalten Reis“ auf einen wenig ergiebigen Ackerboden zurückzuführen. Einst hieß das Gelände im Volksmund auch „op der Batterie“. Hier nämlich hatten 1794 die französischen Belagerungstruppen ihre gegen die Festung gerichtete Artillerie in Stellung gebracht.

Kauffman (Rue Léon)

Verläuft parallel zur Rue de Trèves zwischen Boulevard Simonis und Rue Robert Bruch (Fetschenhof-Cents).

Michel Léon Kauffman wurde am 16. August 1869 geboren und verstarb am 25. März 1952. Die Karriere des Beamtensohnes aus Luxemburg führte über den Beruf des Rechtsanwalts über die Ämter als Friedensrichter in Echternach (1898) und Richter am Bezirksgericht Luxemburg (1901) zu denen des Direktors der Steuer-, Akzisen- und Katasterverwaltung (1910). 1916 trat er als Generaldirektor in die Regierung ein, der er von 1917 bis September 1918 als Staatsminister vorstand. Dann übernahm er die Präsidentschaft der Sozialen Versicherungsanstalt. Dem Staatsrat gehörte er an von 1910 bis 1915 und ein zweites Mal wieder ab 1924 bis zu seinem Tode. Er präsierte die Hohe Körperschaft von Dezember 1945 an.



Kayser (Rue Aloyse)

Diese Verbindungsstraße zwischen Rue d'Ostende und Rue des Arquebusiers (Belair) hatte die Nazibesatzungsmacht in Eichendorff-Straße umbenannt.

Aloyse Kayser, geboren am 29. Januar 1874 in Mersch, gestorben am 6. März 1926 in Luxemburg, war Eisenbahner,



Bahnhofsvorsteher in Kleinbettingen und in Roodt-Syr, eine der treibenden Kräfte bei der Gründung der Sozialistischen Partei, einer der Gründer des Turnverbandes und 1912 Luxemburgs erster Delegierter bei den Olympischen Spielen. Von 1908 bis 1926 war er Abgeordneter. Bereits 1920 arbeitete er ein Sportgesetz aus.

Kennedy (Avenue John F.)

Autobahnzubringerstraße vom Pont Grande-Duchesse Charlotte auf der Höhe des Neuen Theaters bis zur Stadtgrenze (Kirchberg).

John Fitzgerald Kennedy, der 35. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, kam 1917 in Brookline, Massachusetts, zur Welt und starb als Opfer eines Attentates am 23. November 1963 in Dallas, Texas. Im Zweiten Weltkrieg zeichnete sich der Sproß einer katholischen irischen Einwandererfamilie als Marineoffizier im Pazifik aus, bevor er nach dem Krieg eine politische Karriere, zunächst als Abgeordneter (1947), dann als Senator (1952-1960) einschlug. Er setzte sich dabei besonders für soziale Reformen und Rassenintegration ein. Der Demokrat Kennedy wurde im November 1960 zum ersten katholischen Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und trat sein Amt am 20. Januar 1961 an. Sein jugendlicher Schwung bewirkte eine Periode von Optimismus in seinem Lande. Noch im April des Jahres 1963 hatte er Großherzogin Charlotte bei einem Staatsbesuch in den USA in Washington, DC, empfangen.

Ketten (Rue Evrard)

Verbindet die Avenue de la Faïencerie mit der Rue Michel Lentz (Limpertsberg).

Geboren am 13. Oktober 1842 in Rolingergrund, gründete Evrard Ketten zusammen mit seinem Bruder Jean 1864 die Rosenzüchterei Ketten Frères auf Limpertsberg, die zu den bedeutendsten der Welt gehörte. Von 1887 bis 1897 und von 1900 bis zu seinem Tode am 6. September 1912, gehörte er dem hauptstädtischen Gemeinderat an. Seit 1899 war er Mitverwalter des städtischen Hospizes.

Kiem (Rue du)

Die Verbindung zwischen Rue de Neudorf (Brauerei Henri Funck) und Weimershof trägt im Volksmund auch den Namen „Huesegründchen“, und zwar weil hier Graf Mansfeld einst seine Jagd mit Kleinwild hatte (Neudorf).

Der Name „Kiem“ ist älteren Ursprungs und läßt sich auf das vulgärlateinische „cam(m)inus“ zurückführen. Das Wort ist geläufig und deutet auf das Vorhandensein einer alten Römerstraße hin. Eine solche führte in der Tat von Arlon herkommend durch die heutige Großgasse, dann über Pfaffenthal und Kirchberg nach Niederanven und weiter nach Trier.

Kirchberg (Rue de)

Die Straße windet sich von der Rue Schetzel (Weimerskirch) über die Kreuzung mit dem Fond Saint-Martin zu der Rue des Forains und der Rue de Saint Vith und führt schließlich über die Kreuzung mit der Rue Paul Noesen und jener mit der Rue Saint-Fiacre zum äußeren Teil des Boulevard Prince Charles (Kirchberg).

Laut Luxemburger Wörterbuch ist der Name auf ein auf der Anhöhe befindliches Gotteshaus (mit Friedhof) zurückzuführen. Anderen Quellen zufolge soll der Name in diesem besonderen Falle darauf zurückzuführen sein, daß einst der Weg der Neudorfer zu ihrer Pfarrkirche in Weimerskirch über diese Anhöhe führte.

Kirsch (Rue Mathias)

Verbindet die Rue Adolphe Omlor mit der Rue de Wiltz (Bonneweg). Der Maler Mathias (Mathieu) Kirsch wurde am 7. Februar 1797 in Schieren geboren und starb am 23. Januar 1872 in Etterbeek. Er war vor allem als Porträt- und Stillebenmaler bekannt. Er bereiste u. a. die USA und Mexiko. Zwei seiner seltenen Werke befinden sich im hauptstädtischen Museum, drei im Staatsmuseum.

Klein (Parc Edmond J.)

Teil des Stadtparks zwischen Avenue Monterey und Avenue Marie-Thérèse (Zentrum).

Edmond Joseph Klein, geboren am 12. Juli 1866 in Wiltz, gestorben am 29. Dezember 1942 in Luxemburg, wurde 1891 Professor der Naturwissenschaften in Diekirch, kam 1903 an das Gymnasium und an die Industrie- und Handelsschule in Luxemburg und trat 1934 in den Ruhestand. Ab 1892 war er eine treibende Kraft der „Faune“ (jetzt „Société des Naturalistes“) und hielt populärwissenschaftliche Vorträge im ganzen Land. Außer einer großen Anzahl wissenschaftlicher und vulgarisierender Arbeiten veröffentlichte er 1895 eine

umfassende „Flora der Heimat“. Auch als Verfasser von Lustspielen wurde er bekannt.



Klopp (Rue Nico)

Führt von der Avenue de la Faïencerie zum Liebfrauen-Friedhof (Limpertsberg).

Nico Klopp wurde am 1. September 1894 in Bech-Kleinmacher geboren und starb am 29. Dezember 1930 in Luxemburg. Nach Kunststudien in Düsseldorf und Weimar etablierte er sich in Remich (1920), wo er in der Folgezeit das Amt des Gemeindevorstehers versah. Zusammen mit anderen bekannten Luxemburger Künstlern, darunter Joseph Kutter, trennte er sich von der offiziellen Richtung des „Cercle Artistique“ im Jahre 1927, da er genau wie seine Kollegen diese als zu rückständig ansah. Die Vertreter einer moderneren Auffassung der Kunst wurden daher bekannt als Secessionsisten, weil sie 1927 einen „Salon de la Sécession“ veranstalteten. Klopp verdanken wir vorwiegend Bilder aus der Moselgegend. Er schuf aber auch eine ganze Reihe von Linoschnitten, welche zum Teil der Buchillustration dienten.

Nico Klopp: Pont de Remich





Villa Vauban

L'exposition rétrospective Jean Schaack (1895-1959)

Poursuivant à la Villa Vauban le cycle des grandes rétrospectives luxembourgeoises, la Ville a commémoré, au début de cette année, le 25^e anniversaire de la mort de Jean Schaack, professeur de dessin et artiste peintre. Né à Walferdange-Helmsange, non loin de l'Alzette, Schaack sera l'„interprète” de ce cours d'eau et de ses sinuosités à travers le Gutland. — Après des études artistiques à Strasbourg et à Munich, jusqu'en 1920, il entame une carrière d'artiste indépendant ponctuée de séjours à l'étranger; en 1929, il entre dans l'enseignement. Il est mort à la veille de sa retraite.

La rétrospective regroupait, à côté de dessins, d'affiches et d'illustrations, plus de cent huiles de 1914 à 1951, susceptibles de rendre compte de l'oeuvre considérable et diversifié d'un artiste qui excellait tant dans la peinture de paysages que de portraits ou d'autoportraits, de nus, de natures mortes, de fleurs...

Schaack a débuté dans le sillage de l'impressionnisme. En 1919, il découvre Cézanne, Van Gogh, Matisse: à la manière du visionnaire Van Gogh, l'émouvant autoportrait (1919), l'arbre ruisselant de fleurs blanches, peint à Berbourg (1921), le paysage vibrant (la date de 1917 qu'on a cru déchiffrer sur le tableau est-elle exacte?). De 1924 à 1925, à Bruges-la-Morte, tel un Hughes Viane, Schaack y étudie les chefs-d'oeuvre des Primitifs, il peint au bord des canaux: la très belle rue d'été (1924) qu'il offrira à son ami Nico Klopp. Puis l'extraordinaire éclosion d'une oeuvre qui coïncide avec la période expressionniste, avec l'aventure de la Sécession: quelques toiles où Schaack tient le pas avec Joseph Kutter. Saint Sébastien (1926), au regard tourné vers l'intérieur, le corps enchaîné par les bras et percé de flèches, lumineux comme transfiguré. Effet de nuit (1926), une femme avec son enfant qu'elle ne tient pas par la main, et un homme se tournent le dos, se dirigent dans des directions opposées. Enfant (1925), une petite fille affalée sur sa chaise, à l'air chétif, malade, comme abandonné des hommes et des dieux. Autant d'expressions de solitude ou d'incommunicabilité humaines.

Le voyage en Corse (1931) marque un tournant: désormais, c'est le réalisme („Naturalismus auf konstruktiver



Autoportrait

Portrait gravé de Käthe Kollwitz, par Jean Schaack (1929)



Basis”) qui oriente Schaack, „peut-être sous l'inspiration lointaine de Cézanne” (Jean Probst): la citadelle de Corté, celle de Calvi, exposée à la Villa Vauban, deux grandes compositions louangées entre autres par le chroniqueur Léon Thyès. De 1933, une vue de Munshausen, typique par la stricte composition, la distribution contrastée des lumières et des ombres, l'éclat du coloris. Aux yeux d'une certaine critique, cependant, la dégringolade aurait commencé: „Schaack und Rabinger haben ihre Versprechen keineswegs gehalten, sie sind im Gegenteil von Jahr zu Jahr ärmer und schlechter geworden” (Joseph-Emile Muller dans le *Tageblatt* du 7 décembre 1935). La rétrospective amène Lucien Kayser à tirer la même conclusion: „... quelle tristesse si l'on se rappelle d'où le peintre était parti. (...) Le cas Schaack fait penser à ces créateurs, et il s'en trouve jusque chez les plus grands, qui, comme saisis d'effroi devant leur propre nouveauté, s'en détournent et retombent dans les sentiers battus” (d'Letzeburger Land du 17 février 1984).

C'est d'autant plus regrettable que Nicolas Ries nous parle encore, en 1929, des grandes qualités de Jean Schaack, de l'homme et du peintre, dont l'on aimerait percer un peu plus le mystère au delà de la nature réservée et tourmentée qui semble avoir été la sienne:

„J'ai toujours été d'avis que, pour être un grand peintre, il fallait être quelque peu philosophe et poète certainement. Le peintre Schaack me semble être l'un et l'autre à la fois.

Sa conception du monde est d'une austérité remarquable à son imagination d'allure apocalyptique. Sa fantaisie puise à pleines mains dans les images crépusculaires où s'est complu le génie de quelques-uns de ceux dont l'existence avait été aussi peu chargée de fleurs que la sienne.

Il aime le grotesque dramatique des danses macabres où s'évoquent les noms d'Holbein, d'Edgar Poë et de James Ensor. Rethel, Kollwitz, E.-Th.-A. Hoffmann n'ont pas de secrets pour lui, mais à travers ces ressouvenances picturales, graphiques et littéraires, il reste lui-même tout entier.” (Nicolas Ries, *Quatre compositions de Jean Schaack*, dans *Les Cahiers Luxembourgeois*, n° 4, 1929, p. 303).

En marge de la rétrospective: une enquête au dénouement surprenant

En 1926, les défenseurs de l'art moderne fondent la Sécession à la suite de dissensions au sein du Cercle Artistique de Luxembourg. Aussi Claus Cito (l'auteur de la „Gëlle Fra”), Nico Klopp, Jos Kutter, Jemp Michels, Harry Rabinger, Jean Schaack, Jos Sünner, J.J. Thiry et Auguste Trémont exposent-ils la première fois en mai 1927 à l'Hôtel de Ville de Luxembourg, ce qui leur vaut un numéro spécial des *Cahiers Luxembourgeois*, intitulé *L'art des Jeunes* (n° 6, 1927-1928). L'article dans lequel Pol Michels présente son ami Jean Schaack est illustré de plusieurs planches: Autoportrait (1926), Nu couché (Munich 1919), Saint Sébastien (1926), Paysanne allaitante, Faucheur endormi, Paysage, les trois premiers tableaux ont figuré à la récente exposition à la Villa Vauban.

La Ville de Luxembourg aurait souhaité sinon exposer, du moins reproduire en couleur dans le catalogue, le „Faucheur” ainsi que la „Paysanne”, peintures du plus haut intérêt, de la veine expressionniste de Jean Schaack. Dans un manuscrit „Kleiner Lebenslauf”, mis à notre disposition par Madame Jean Franck-Schaack, le peintre notait que la première oeuvre se

trouverait dans un musée de Copenhague, tandis que la seconde à la Maison du Peuple de Stockholm (renseignements repris par l'une ou l'autre publications). Par l'intermédiaire des ambassades, nous avons tenté d'en retrouver la trace.

Le Ministère des affaires culturelles à Copenhague a ordonné tout de suite des enquêtes dans les musées et institutions relevant de son ressort, mais sans résultat. Contre toute attente, intervient la nouvelle sensationnelle: le „Faucheur endormi” est retrouvé grâce à un entrefilet (avec photo) paru le 24 février dernier dans les colonnes du journal danois *Berlingske Tidende*, et ce à l'initiative de Monsieur Ib Bodenhagen, chargé d'affaires à l'Ambassade royale de Danemark à Luxembourg. L'appel à la population a suscité une réponse téléphonique de Monsieur Carl Nielsen, sexagénaire en retraite, révélant au journaliste Victor Thomas que le tableau recherché se trouve en possession du „Dansk Metalarbejderforbund” (Fédération danoise des métallurgistes). Du temps où il travaillait comme laveur de vitres, Monsieur Nielsen l'avait toujours vu, notre „Faucheur”, accroché dans le bureau du trésorier général. Ces affirmations ont été confirmées par le rédacteur de la Fédération, Monsieur Preben Bengtsson, qui a tenu à préciser qu'après le déménagement au nouveau

siège, Niropsgade 38, à Copenhague, le tableau était pendu alternativement dans les salles de réunion et les grands couloirs de l'immeuble.

Pour le remercier, la Ville a offert un album de photographies du Luxembourg au „vigilant” Monsieur Nielsen.

Notons avant de conclure que les Danois sont conscients de la valeur artistique du tableau de Jean Schaack et qu'ils ne sont pas prêts de le céder. „Le Faucheur endormi”, jadis offert à la Fédération, a été sélectionné en 1974 par l'historien et critique d'art Preben Wilmann ainsi que le peintre Helge Ernst pour être présenté à l'exposition d'oeuvres d'art provenant de collections du mouvement ouvrier danois, à l'occasion du 50^e anniversaire de l'„Arbejdernes Oplysningsforbund” (Organisation d'éducation des ouvriers). Le numéro d'avril dernier de la revue *Metal* relate l'histoire passée et récente du „Faucheur”.

Quant à la „Paysanne allaitante” (une femme assise donnant le sein à son bébé et s'appuyant contre le dos d'un homme perdu dans la lecture de son journal), elle n'a pas encore été repérée, malgré les interventions de l'Association nationale des Maisons du Peuple en Suède et la Direction des affaires culturelles du Ministère des affaires étrangères à Stockholm.

Paul Lanners



*Le Faucheur endormi,
tableau de
Jean Schaack
en possession de la
Fédération danoise
de la métallurgie
(Copenhague)*

Trésors du Musée Pescatore

Qui de nous ne connaît pas les vertes prairies hollandaises au bétail noir et blanc? Le caractère ruminant de la vache, qui la rend proche de la vie végétative, en faisait pour les hommes du 19^e siècle le symbole de la nature en ses sources profondes, l'image de ce qui dure, l'emblème de la richesse foncière. D'ailleurs en Hollande aucun genre n'a eu autant de partisans que la peinture d'animaux et de bétail. Cuyp et Potter continuent d'exercer une grande influence sur les peintres animaliers qui prennent pour modèle les tableaux du Siècle d'Or. Ceci est manifeste chez Verboeckhoven, Cock et Verwée. Ainsi de puissantes bêtes envahissent la toile avec un rendu de la matière particulièrement habile. Le paysage, peu à peu, n'est plus représenté dans sa totalité, mais en quelque sorte réduit à un gros plan de l'objectif sur un motif déterminé. Les peintres de l'Ecole

de La Haye aiment centrer leur motif pour conférer au tableau un certain statisme malgré l'éparpillement des touches de plus en plus libres et le rendu scintillant de l'atmosphère. Visant à plus de simplicité ils réduisent au minimum le décor et l'animation du paysage, de sorte que l'animal se fonde dans la nature tout en restant isolé du milieu environnant. Beaucoup d'ailleurs n'en peignent pas les vaches pour les vaches, mais pour la lumière. On peut aussi trouver comme variante des paysages de bruyère avec des moutons comme chez Mauve. L'Ecole de Barbizon comptait aussi de nombreux peintres de moutons comme Troyon. Partout il se dégage une atmosphère paisible dans laquelle bêtes et gens semblent heureux de vivre. Pourtant la présence d'êtres humains est assez rare.

Eugène-Joseph Verboeckhoven

Warneton (Flandre) 1798 - Bruxelles 1881



Paysage avec animaux au pâturage

Verboeckhoven est un peintre belge du 19^e siècle. Il est connu comme sculpteur, graveur, lithographe, peintre de portraits, de paysages et d'animaux. Déjà comme enfant il s'amusait à modeler des formes en cire et en argile. C'est son père Barthélemy, sculpteur, qui lui enseigne la peinture et la sculpture. Il est très apprécié en Amérique et en Angleterre. Ses expositions sont remarquées à Bruxelles, Paris, Londres et St-Petersbourg. Il collabore avec Daiwaille et Verwée. En général on admire l'exécution soignée de ses moutons, ours et chevreuils. Ses toiles se trouvent dans tous les grands musées du monde.

Le Musée Pescatore possède de lui 4 oeuvres: Paysage avec animaux, daté de 1844, Brebis au pâturage, Bétail paissant devant les ruines et un autre Paysage avec animaux.

Le présent «Paysage» témoigne d'une grande finesse d'observation. Les bêtes sont aussi vraies que nature. On voit toutes les nuances du poil de la bête, tantôt rude, tantôt doux. On a l'impression de sentir l'humidité chaude du museau. Les dents on peut les compter. Les yeux nous fixent d'un air méfiant. Tous ces détails témoignent d'un vrai sens de l'animal.

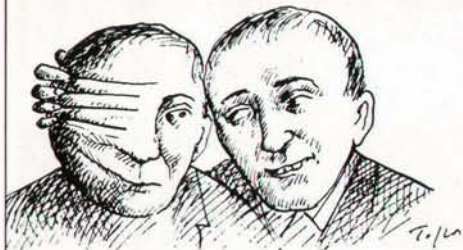
L'ABONNEMENT DE LA SAISON 1984-85

Comme chaque année, nous présentons ici les pièces inscrites au programme de l'abonnement français G. La saison prochaine, pour la première fois, leur nombre passera à cinq, pour mieux équilibrer la répartition des représentations dans le temps et pour diversifier l'offre théâtrale. Le succès grandissant de cet abonnement qui a désormais un public nombreux et fidèle nous confirme dans la voie choisie: proposer un ensemble de pièces susceptibles d'intéresser non seulement un public jeune, qui s'éveille au théâtre, mais encore un public averti qui veut rire, mais aussi réfléchir et s'émouvoir.

C'est ainsi que le programme débute avec deux «classiques» du répertoire, l'un moderne, l'autre ancien: en octobre, le Théâtre en Liberté donnera RHINOCEROS, d'Eugène Ionesco, en novembre, le Théâtre National de Belgique jouera LE MISANTHROPE, de Molière. S'il semble inutile de présenter ces deux pièces, lues dans les écoles et maintes fois jouées au théâtre, il peut être intéressant de décrire en quelques mots les trois autres représentations.

Batailles

Batailles est un montage de cinq sketches écrits par Jean-Michel Ribes et Roland Topor et joués avec grand succès la saison passée au Théâtre Fontaine par la Compagnie Berto-Ribes. Ces cinq petites pièces sont, selon les auteurs, destinées à faire rire, bien entendu, mais d'un rire décapant, d'un rire qui éveille et ouvre les yeux sur la bêtise qui nous entoure dans la vie quotidienne. „Pour moi, dit Jean-Michel Ribes, c'est un théâtre 'réveil-matin', un théâtre qui secoue." Et Roland Topor, le dessinateur féroce, ajoute: „Je crois profondément à la nécessité d'avoir une attitude de méfiance. Sinon, on se laisse facilement prendre." Il s'agira donc de montrer des conflits de notre époque tout en faisant semblant de communiquer presque normalement, de s'amuser, sans éclats, mais d'autant plus féroce-



Les marchands de gloire

Jean Rougerie a redécouvert une pièce du jeune Marcel Pagnol que celui-ci avait écrite en collaboration avec Paul Nivoix en 1925, et qu'il avait reprise en 1964, mais sans la voir jouer de son vivant.

Pièce grinçante d'un jeune auteur que repoussait l'exploitation éhontée des bons sentiments nés de l'aventure de la première guerre mondiale. On ne se gênait pas d'utiliser les fils morts pour la patrie pour de sinistres combinaisons politiciennes. Vision macabre de l'arrière-boutique politicienne qui nous montre des hommes, autrefois adversaires, s'unir pour arriver au pouvoir et profiter du prestige acquis par un homme honnête, défenseur des parents d'enfants tués au champ de bataille. La pièce de Pagnol prête à rire, mais constitue en outre une bonne illustration de ce que furent les mœurs politiques sous la république radicale en France. Sous cette trame historique le spectateur n'est pas insensible à certains traits éternels de la politique, et les flèches décochées aux hommes politiques font la joie des citoyens spectateurs. Où le théâtre remplit sa fonction dans la cité...

Six personnages en quête d'auteur

On connaît l'originalité de la pièce célèbre de Pirandello: en pleine répétition d'une troupe, six personnages arrivent qui sont à la recherche d'un auteur. Six personnages créés, comme ils disent, par un «certain Pirandello», qui continuent de vivre, mais ne voient pas la fin du drame qu'ils sont en train de vivre. Alors que le directeur de la troupe s'est laissé convaincre et veut entraîner ses acteurs à jouer les personnages proposés, ceux-ci se mettent à jouer leur propre rôle, beaucoup mieux que ces acteurs professionnels froids et sans âme, et aboutissent à une fin à la fin de la pièce.

Louis Adé a écrit une version scénique nouvelle à partir de la pièce de Pirandello, version plus brève, au rythme plus rapide que l'original. Le Théâtre Jean-Vilar a présenté en février dernier une mise en scène très travaillée de l'Atelier théâtral de Louvain-la-Neuve.

Il convient de relever que cet ensemble, intégré dans un cadre universitaire, fait un travail théâtral intéressant, en prise sur l'école de théâtre, mais aussi en collaboration avec les meilleurs hommes de théâtre du moment; ainsi, il convient de relever ici l'extraordinaire décor inventé par Josef Svoboda, tout comme la mise en scène d'Armand Delcampe, et la musique d'André Burton.

Relevons encore, quant au MISANTHROPE, que la mise en scène du TNB est assurée par Jacques Huisman et que Jean-Claude Frison joue le rôle d'Alceste.

Ben Fayot





La VILLE, lieu de la création théâtrale

Théâtre du Centaure

lieu d'attache:	fondé le 9 octobre 1973 à Luxembourg par Philippe Noesen, Pierre Bodry, René Ballman, Barbara Müller, Nelly Delponte
metteurs en scène:	Théâtres Municipaux (Luxembourg, Esch); Festival de Wiltz, Fort des Trois-Glands, etc.
acteurs permanents:	Philippe Noesen, Ed Kohl, Tom Friob, Patricia Berlin, Marja-Leena Junker (janvier 1984) Jean-Paul Amoureux, Patricia Berlin, Pierre Bodry, Armelle Elting, Patricia Fichant, Jacques Hansen, Philippe Noesen, Marja-Leena Junker, Marie-Paule von Roesgen, Charles Suberville, Guido Tomassini, Paul Trierweiler, Roland Steichen, Aliette Lauff, Philippe Touffet, Roger Seimetz
acteurs occasionnels:	Odette Mahe, Odile Simon, Marianne Strock, Marie-Gabrielle Jacques
décorateurs:	Claude Leuenberger, Philippe Touffet
costumiers:	Atelier Kaudé-Lichter
technicien:	Nico Lessyn
conseil d'administration:	Roger Linster, président; Marie-Jeanne Goeres, secrétaire; Philippe Noesen, Marja-Leena Junker, Pierre Bodry, Guido Tomassini, Barbara Müller, Patricia Berlin, Marie-Paule von Roesgen, membres
représentations:	30 spectacles, depuis 10 ans
nombre de spectateurs:	environ 40.000
auteurs préférés:	Fernando Arrabal, Roger Manderscheid, Guy Rewenig, Guy Wagner, etc.
les plus grand succès:	les pièces de Boris Vian, Fernando Arrabal, N. Gogol, Michel Rodange, Guy Wagner, Guy Rewenig, Roger Manderscheid, etc.
projets pour 1984:	„Ils passèrent des menottes aux fleurs" d'Arrabal; „Eng Nuecht um Kuelebiere" de R. Manderscheid, d'après Labiche (en coproduction avec la Ville de Luxembourg et d'autres ensembles); „Batter Zäiten" de Guy Rewenig.



Cabaret Bëschzeck

lieu d'attache:	fondé en 1981 par Théo Bertemes, Jhemp Hoscheit, Clôt Jacobs, Tilly Jung, Rosch Seimetz et R. Steichen
metteurs en scène:	Bistro Artscène, Fëschmaart
acteurs permanents:	la mise en scène se fait en commun
musiciens:	Théo Bertemes, Jhemp Hoscheit, Clôt Jacobs, Tilly Jung, Rosch Seimetz
activité théâtrale:	Jeannot Conter, Armand Piccini, Valy Scheer
représentations:	cabaret
nombre de spectateurs:	15 en 1981/82; 21 en 1982/83; 13 en 1983/84
auteur:	3.000 pour les trois programmes;
le plus grand succès:	environ 1.000 par an et par programme
projets pour 1984:	Jhemp Hoscheit
	programme 1982/83: „Wanz de nët gees"
	cabaret (automne 1984 ou début 1985).





Lëtzebuerger Theater – Les Compagnons de la Scène

fondé par Eugène Heinen
 en 1949 pour les Compagnons de la Scène,
 en 1959 pour Lëtzebuerger Theater
 Nouveau Théâtre de Luxembourg
 lieue d'attache: Eugène Heinen, Claude Fritz, Fons Kontz, René Pütz
 metteurs en scène: Josée Fritz, Emely Cao, Angèle Mirkes, Cécile Bock, Fons Kontz, Marco Faber, R. Stahl,
 acteurs permanents: René Pütz, Marc Lorenzini, Claude Fritz
 acteurs occasionnels: Misch Bock, Pierre Bodry
 décorateurs: Josy Greisen, L. Frisch, Guy Michels, Marc Lorenzini, René Konz
 techniciens: Maggy Borry, Josée Mathias
 conseil d'administration: Marcel Jander, président; René Pütz, secrétaire; Josée Fritz, Marco Faber, Emely Cao,
 membres
 nombre de représentations: au total 25
 nombre de spectateurs: approximativement 15.000 à 20.000
 les plus grand succès: „Hopp Marjänn“, „Et huet gelaut“, „D'Jonggesellekëscht“, „Et bottert“
 projets pour 1984: Revue 1984 „Riäng ne wa plü!“, Un „musical“

Groupe théâtral d'expression française de l'Ecole Européenne

adresse: fondé en 1965 par Joseph Paul Schneider
 Joseph Paul Schneider, animation théâtrale
 Ecole Européenne, Kirchberg, Luxembourg
 lieu d'attache: Ecole Européenne – (ancienne école européenne
 boulevard de la Foire) – Kellertheater
 metteur en scène: Joseph Paul Schneider
 acteurs: 10 à 15 acteurs, avec 5 techniciens
 décorateurs: M. Schammo et Mme Teichmann (affiches,
 publicité)
 techniciens: Franz Schammo, assisté de Roland Mathieu
 conseil d'administration: M. Haart, directeur de l'Ecole Européenne,
 M. Ville, directeur adjoint,
 le Président des Parents d'élèves
 activité théâtrale: théâtre scolaire assurant trois à six
 représentations par an
 nombre de spectateurs: de 400 à 600 par an
 auteurs préférés: Ionesco, Anouilh, Tchekhov, Lorca, Tardieu,
 Camus, etc.
 les plus grands succès: „L'invitation au château“, d'Anouilh;
 „La dame au petit chien“, de Tchekhov;
 „La cantatrice chauve“, d'Ionesco
 „Genousie“ et „Le Général inconnu“,
 de René de Obaldia
 projet pour 1984:
 (à suivre)

Marie-Hedwige Kohler dans
 „La dame au petit chien“ de Tchekhov



Informations: Ben Fayot

Musée J.-P. Pescatore



Cette année, les trésors du Musée Jean-Pierre Pescatore, comprenant des tableaux de maîtres hollandais, flamands, belges et français des 17^e, 18^e et 19^e siècles, peuvent être visités par le public du mercredi 27 juin au lundi 1^{er} octobre prochain.

A cette occasion, le nouveau guide du Musée avec ses 135 reproductions dont 16 en couleur, sera mis en vente au prix de 300 francs.

L'administration des Postes et Télécommunications du Luxembourg a créé une série de timbres-poste reproduisant quatre chefs-d'œuvre des collections conservées dans notre Musée: *Le Fumeur*, de David Teniers le Jeune; *Le Jeune Turc caressant son cheval*, d'Eugène Delacroix; *La Fête des Rois*, de Jan Steen; et *La Dentellière*, de Pieter van Slingelandt.